



## Pfarrerbild – vom Ende aus gesehen

*Ich weiß, ich bin schon ein alter Depp. Aber ich darf mich noch wundern und vielleicht erzählen. Geschichte hilft ja, das Gewordene zu verstehen, wenn gleich auch das Handeln in der Gegenwart die Zukunft bestimmt. Wundern kann ich mich z.B. darüber, dass man glaubt, man sollte junge Leute mit entmündigenden Glatzehandschuhen anpacken, damit sie sich für das Theologiestudium begeistern und für die Zukunft der Kirche gerüstet sind.*

### Wir unterscheiden uns

Ich stimme mit Herrn Professor Drecoll (Pfarrerblatt 4/2015) überein, dass die Verschulung des Theologie-Studiums nach dem Bologna-Prozess eine Katastrophe darstellt. Man will eigenverantwortliche und breit gebildete Menschen dadurch erziehen, dass man immer mehr immer einschränkendere Vorgaben macht und glaubt, das durch mehr Prüfungen wett machen zu können. Das bringt Industrie-Roboter zu Tage, aber keine Pfarrer. Unser Beruf unterscheidet sich – Gott sei's getrommelt und gepiffen – von industriellen Arbeitsplätzen. Wir stellen keine Waren im Akkord her, sondern kümmern uns seelsorgerlich und geistlich um Menschen in sehr individuellen Lebenslagen und Bedingungen. Wenn das kein Unterschied ist. Und wenn das schon im Studium keine Anlage findet, wo soll es denn dann später herkommen? Dieser Blick will eingeübt werden, wachsen können, ausprobiert werden, kann nicht verordnet werden durch einen Stundenplan und durch Prüfungsdruck.

Ich sehe durchaus den Druck im universitären Zusammenspiel, hoffe jedoch, dass es genügend Phantasie und Einsicht gibt, das in der nötigen Freiheit doch unter den Hut zu bringen.

### Wir reflektieren

Wir brauchen unterschiedliche Pfarrerinnen und Pfarrer und keinen Einheitsbrei. Davon lebt die Kirche seit Anbeginn, dass die Jünger Jesu verschieden waren: Zweifler und Wortführer, Kasenwart und Schmuse-Tiger, Handwerker und Denker. Versucht man das im Studium zu nivellieren, durch allzu enge Vorgaben und Kompetenzvergleiche, dann geht die Lebendigkeit der Pfarrkapitel verloren und man darf sich nicht wundern, wenn man dann eine Stellenbeschreibung und eine Dienstordnung braucht, um die Pfarrerinnen und Pfarrer mit Stunden- und Erbsenzählen zu beschäftigen. Eine evangelische Ethik verlangt die Reflektion des Einzelfalls, auch in Hinblick auf die Pfarrerinnen und Pfarrern und das war schon immer etwas mühsamer und ist mühsam, aber eben evangelisch.

### Wir kommunizieren

Der Pfarrberuf ist eine der vielfältigsten Aufgaben, die ich kenne. Von der Wiege bis zur Bahre, von reich bis arm, von gesund bis krank, von himmelhoch jauchzend bis zu Tode betrübt, mit Einblick in alle nur denkbaren Lebens- und Arbeitsbereiche und der Reflexion und Bearbeitung von allen nur denkbaren Lebenssituationen – gelegentlich im Halb-Stunden-Takt. Wer einen so wunderbaren Beruf will, dem ist das auch

## Inhalt

- **Artikel**
  - Joachim Pennig,**  
Pfarrerbild – vom Ende aus gesehen **101**
  - Herbert Lindner,**  
Dienstordnung – Ein Prozess mit Potential **104**
  - Anne-Kathrin Kapp-Kleineidam/  
Jürgen Zink**  
Freiheit vom politischen Zölibat **107**
  - Manuela Noack,**  
Liebe Leserin, lieber Leser **113**
- **Aussprache**
  - Stellungnahme des Rates  
der Brüder und Schwestern** **114**
- **Historisch – Aktuell**
  - Dr. Wolfgang Stegemann/  
OKR Julius Schieder**  
Soll das Alte Testament aus dem Kanon verschwinden? **109**
- **Hinweise**
  - Pfarrerverein**  
Beauftragungen **108**
  - Nachruf **116**
- **Bücher**
  - Wolfgang Kraus/Martin Rösler,**  
Update-Exegese 2.1 **114**
  - Frank Thiel,**  
Müller, Einsichten Luthers **114**
- **Ankündigungen** **115**

was wert. Ich habe viele junge Menschen auf dem Weg ins Amt begleitet, die das genau gesehen und sich darauf gefreut haben. Dafür braucht es natürlich vernünftige Arbeitsbedingungen, aber die lassen sich meines Erachtens nicht in eine Dienstordnung und eine Stellenbeschreibung pressen. Das wird gezwängter Krampf und verschlingt Energie und Zeit zur Herstellung und dauernden Überprüfung und Evaluation und Korrektur und Qualifizierung und Optimierung und „War‘ und Getu“ (frängisch gsachd) – weil: Was nützt eine Dienstordnung, die man nicht überwacht? Da ist wieder mal so ein Modell aus der Industrie und Wirtschaft übernommen, das für mein Dafürhalten nicht zu Kirche und Evangelium passt.

Mein Vorschlag: Die Pfarrerrinnen und Pfarrer ermutigen, selbst für sich zu sorgen. Wer Hirte und Sorger für die Seelen so vieler ist, schafft das auch für sich selbst, wenn er die Erlaubnis dafür bekommt. Um die geht es.

Das würde für mich bedeuten, die Beziehungs- und Kommunikationskompetenz, die wir ja sowieso brauchen, zu stärken, wo und wie immer möglich, und dann mal machen lassen. Da ist ja auch noch eine Gemeinde, und wenn die Kommunikation im KV gut ist, klappt das. KV und PfarrerIn sind zusammen – nach unserer Kirchenverfassung – das gemeindeleitende Organ mit Eigenverantwortung und eigenem Status als Körperschaft. Gehen Sie mal ins Intranet unserer ELKB und geben Sie „Kirchenvorstand“ in der Suchmaske ein, dann werden Sie merken, dass es im Landeskirchenamt niemanden gibt, der sich für den KV verantwortlich fühlt (auch nicht daran interessiert ist?). Der KV als gemeindeleitendes Organ, das über geistliche Struktur und weltliches Vermögen der Gemeinden entscheidet, ist outgesourct ans AFG. Im Landeskirchenrat hat folglich der KV mit seinen Aufgaben und seinen Anliegen – also die Gemeinden – keine Fürsprecherfunktion. (Seh ich das falsch??? Das wird mir sicher jemand in einem Leserbrief beantworten.) Das AFG sitzt nämlich nicht im Landeskirchenrat. Folglich ist der ganze PfarrBild-Prozess – im LKA angesiedelt – auch nahezu gänzlich an den Gemeinden vorbei installiert. Wundert mich nicht. Aber: Blendet man da nicht ein Stück Wirklichkeit aus?

## Der gesunde Menschenverstand

Es ist schön, dass Kirche sich um die Familiensituation der Pfarrfamilien kümmert. Ich bin nur skeptisch, ob massive gesellschaftliche Veränderungen, die natürlich auch das Pfarrhaus treffen, durch immer mehr ‚generelle Sonderregelungen‘ (man beachte den Begriff!) richtig beantwortet sind.

Von hier, von der Vor-Rhön aus, arbeiten die Menschen in München (Ja!), in Frankfurt (Ja!), in Würzburg und Nürnberg, in Schweinfurt und im sonstigen Umkreis von 50 km und mehr. Die Menschen, die ich frage, empfinden das als „normal“. „So ist das eben heute, wenn Du einen guten Job hast.“ Ich spreche mit immer mehr Paaren, die Arbeitsverhältnisse viele 100 Kilometer voneinander entfernt haben, häufig auf Reisen geschickt werden, wochenlange Auslandsaufenthalte hingeworfen bekommen usw.

Die Menschen suchen sich selbst gute Lösungen und haben noch das Problem, dass es – meist anders als bei Kirchens – den Arbeitgeber einen feuchten Kehricht schert, wie weit sie fahren oder wie lange sie von zu Hause weg sind. Ich entdecke da eine große Kraft und Phantasie bei Menschen, die wir offensichtlich den jungen Menschen, die einen sehr verantwortlichen Beruf ergreifen, nicht zutrauen oder vermuten. Dabei gibt es auch hierfür die Gemeinde noch im Hintergrund mit einem riesigen Potenzial an Hilfsbereitschaft, die es in der Wirtschaft nicht gibt. Ich kenne gute Beispiele, wo Gemeinden für eine Ehepartnerin oder einen Ehepartner Arbeitsstellen gefunden oder bereitgestellt haben, vermittelt oder sich mit gekümmert haben, Verständnis aufgebracht und mitgeholfen haben, so dass es Mut macht, auf dieses Potenzial durchaus mehr zu vertrauen.

## Wir sind nicht in Schweden

Die Begeisterung für das schwedische Modell, die ich gelegentlich antreffe, hält sich bei mir in Grenzen. Ich war oft genug in einer schwedischen Partnergemeinde. Die Mentalität der Gemeinden ist dort anders, die gewachsenen Strukturen sind anders, das Verständnis von Kirche und Gemeinde im Verhältnis zu anderen Verwaltungseinheiten ist

anders. Ich würde lieber für den Mut eigener Lösungen werben wollen.

Unser größtes Potenzial liegt einfach in der Menschlichkeit, die wir gern von politischen und gesellschaftlichen Prozessen einfordern, in der Beziehungskompetenz aus der Seelsorge, im Angebot der Ehrlichkeit und Freiheit, der Gerechtigkeit und der toleranten Wahrheit aus dem Evangelium – man könnte auch sagen liegt mehr in Pfingsten- als in Mewis und KIV und dem elektronischen Kirchbuch.

Was Leben heißt, dafür sind wir die Besten, weil wir den fragen, der das Leben gemacht hat. Das dürfen wir auch sagen, davon reden und schreiben, damit die Menschen, die sich entfernt haben, es wieder hören können. Ich hatte mal vorgeschlagen, in Bayern 3 immer vor den Nachrichten einen Satz als „Werbung“ zu postieren, wie z.B. „Dein Seelsorger ist ganz in Deiner Nähe. Evangelische Kirche in Bayern.“ oder „Kirche ist auch für Dich! – E L K B“, „Wir stehen für das Leben – Deine evangelische Kirche.“ usw. Ich wurde nur ausgelacht. Heute höre ich, dass wir versäumt haben, die Kirche im Konzert der vielen Stimmen vorkommen zu lassen. Ha, ha ...

Es ist noch nicht zu spät! Emotionen sind dabei freilich mindestens genauso wichtig wie Argumente (siehe Mt 10,16). Ich habe auch noch mehr Ideen.

## Hausgenossen

Die Ängste in der Diskussion um das Ordinationsverständnis und das Besondere des Pfarramtes gerade auch gegenüber PrädikantInnen und LektorInnen finde ich befremdlich und kann sie nicht nachvollziehen. Ordinare heißt: eine Ordnung hineinbringen. Die Ordination beauftragt uns, vom Evangelium her eine Ordnung in die Gemeinde zu bringen, in ihrer Gesamtheit und Komplexität. Dazu gehören Bereiche wie Gottesdienste, Seelsorge, Kasualien, Gemeindeaufbau, Erwachsenenbildung, Altersspezifische Angebote, die Kirche als Ganzes, Theologie und Bekenntnis, etc. Die Verwaltung des Amtes und des Vermögens gehört mit den grundsätzlich zu besprechenden geistlichen Fragen zusammen mit dem KV ebenso zum Ordnen schaffen, angebunden an das geistliche Amt und nicht ausgelagert an eine „Verwaltungsstelle“. Oder soll das

Geistliche, das Heilige, da wo es konkret wird, verwaltet werden? Deshalb gehört eine „Gaben“-Kasse in die Gemeinde, ins Pfarramt!

Wenn einzelne Bereiche dabei, auch eigenverantwortlich, von anderen übernommen werden, wie z.B. einzelne Gottesdienste von PrädikantInnen und LektorInnen, dann kratzt das doch überhaupt nicht an der Gesamtverantwortung des Pfarrers in seiner Gemeinde und kann folglich auch nicht an seiner Bedeutung und seiner Ordination kratzen. Im Gegenteil: Es entsteht ein gutes und echtes Miteinander in der gemeinsamen Arbeit am Reich Gottes in der konkreten Gestalt einer Gemeinde. Eine Art Ökumene auf kleinstem Raum. Wie wunderbar!

## Dekane und Dekane

- Ich hatte mal einen Dekan, der traf mich am Dienstag früh um halb Acht auf dem Weg zur Schule. Kurzform: „Du siehst schlecht aus, geht's Dir nicht gut?“ „Ach die letzte Zeit war echt viel und ich hab mir, glaub ich, irgend so einen Infekt eingefangen.“ „Sag mir doch mal, was heute bei Dir ansteht. Ich regle das mit der Schule und auch Deine anderen Termine heute, Du gehst jetzt mal heim und machst einen Tag frei und morgen sagst Du mir, wie's Dir geht.“ Ich ging am Mittwoch neu motiviert und frisch gestärkt wieder an die Arbeit. Ich verehere diesen Mann noch heute. Dieser Moment der Fürsorge hat mich ein Berufsleben lang begleitet.

- Ich hatte mal einen Dekan, der lud die Kolleginnen und Kollegen, die das wollten, regelmäßig zu einem Spiele-Abend ein. Ja, richtig gelesen! Wir klopfen einen Schafkopf oder spielten Mensch ärgere Dich nicht oder neue Strategiespiele in wechselnden Gruppierungen. Die Ehefrauen waren selbstverständlich auch dabei und es wurde über Gott und die Welt gequatscht. Gegenseitige Vertretungen, Urlaubsregelung oder der Weg zur Pfarrkonferenz waren in diesem Dekanat kein Problem. Und ab und zu klingelte um neun Uhr abends das Telefon: „Hier ist „Dekan ..., ich wollt nur mal hören, wie es Ihnen gerade so geht.“ Ich hatte nie das Gefühl, dass ich überwacht werde oder der Dekan mir nachspioniert, aber das Gefühl von Angenommensein, Kollegialität und Fürsorge, und manchmal haben wir uns auch theologisch ver-

quatscht am Telefon: Das beschäftigt mich gerade, da hab ich gelesen ... Ich verehere diesen Mann noch heute.

Dann stärkte man die „mittlere Ebene“ in unserer Kirche.

- Ich hatte mal einen Dekan, der war - ich habe es dokumentiert, schwarz auf weiß - in einem Jahr nahezu 300 Tage nicht da. Wichtige Entscheidungen lagen auf großen Stößen auf seinem Schreibtisch und er hatte gar keine Chance, alles auch nur halbwegs zeitgerecht zu bearbeiten, wie sehr er sich auch mühte. Der arme. Über den Rest schweige ich!

- Ich hatte mal einen Dekan, der sollte Beurteilungen über seine PfarrerrInnen schreiben. Er war in einer Zwickmühle. Er wollte natürlich seine Pfarrer nicht an den Nagel hängen, ein gutes Dekanat sein, damit sich auf freie Pfarrstellen viele bewerben. Aber wo immer er auftauchte, war der Hauch von Misstrauen dabei: Das landet alles am Ende in der Personalakte. Er wechselte auf eine normale Pfarrstelle und wurde wieder glücklich.

- Ich hatte mal einen Dekan, der sollte Jahresgespräche führen mit hübsch vorgefertigten Formularen, nein, nein, keine Beurteilung, natürlich nicht! Was dann aber? Ein kollegiales Beratungsgespräch. Das wurde es dann. Ich habe ihn mal angehört und seine Sorgen geteilt, auf die Klemme gehört, in der er steckte zwischen den Anweisungen von oben und den Erwartungen von unten. Ich hoffe, es war ein gutes und für ihn hilfreiches Gespräch. Zumindest hatte ich den Eindruck, dass wir uns gut verstanden.

- Ich ging mal auf einen Führungskurs für Dekans-Anwärter. Ich fühlte mich so ein bisschen wie auf einem Management-Training bei Siemens (ich hab da mal Leute kommunikationsmäßig gecoacht.). Wie kann Arbeit effektiver organisiert werden, wie können Leute noch mehr motiviert und die Ressourcen optimiert eingesetzt und die Strukturen im Zeitmanagement verbessert werden?

So weit ich weiß, sind wir „Pastores“. Was macht ein Hirte? Er steht in aller Seelenruhe da und achtet darauf, dass es den Schafen gut geht.

Was würden wir zu einem Hirten sagen, der erst auf einen Biofleischzüchter-

Workshop fährt, dann ein Schonendes-Schlachten-Seminar besucht, dann zu einem Vermarktungsmeeeting fährt, anschließend zu einem großen und dann zum kleinen Team-Treffen mit den anderen Hirten, um neueste Trends in der Schafbeobachtung nicht zu verpassen, zwischendurch schnell mal eine Sitzung leitet, wo es um das optimierte Material für die neueste flexible Zaunbegrenzung auf der Weide geht und so weiter. Seine Schafe kennt er aber nicht mehr und überlässt sie weitgehend sich selbst hinter der ganz modernen Flexibegrenzung. Ist das ein guter Hirte?

Vielleicht wäre die Besinnung auf ganz archaische Bedürfnisse für den Pfarrbild-Prozess hilfreich. Der Hirte kümmert sich in allererster Linie um die Schafe. Durch Hinschauen und Erfahrung, durch miteinander auf der Weide stehen und den selben Wind und die selbe Sonne ertragen, durch Zeit haben füreinander und Ausschau halten nach guter Weide und der Pflege der kranken Schafe. Er sitzt lange an Sterbebetten und hört geduldig zu, reflektiert sorgfältig die geistlichen Bedürfnisse seiner Herde. (Ich empfehle dazu: Hartmut Rosa, Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit, Suhrkamp 2013.) Dabei ist der Hirte wachsam, weil er auf Grund seiner Ausbildung und Erfahrung Gefahren kennt, die er von seinen Schafen fernhält.

## Klarheit für das Individuum

Eine individualisierte Generation junger Leute rückt ins Pfarramt nach. Während wir unser Leben dem Amt angepasst haben - DANKE ! ! ! auch unseren EhepartnerInnen -, höre ich von den jungen KollegInnen, dass sie sich wünschen, das Amt in IHREN Lebensentwurf zu integrieren. In diesem Unterschied sehe ich die Herausforderung.

Das Amt hat sowohl vom Auftrag des Evangeliums her (theologisch-ethisch), wie auch von der Gemeindesituation her (eklesiologisch-kybernetisch), wie auch von den gesellschaftlichen Bedingungen her (apologetisch-prophetisch) verschiedene Bedingungsfaktoren, an deren Stellschrauben mehr oder weniger gedreht werden kann.

- Das Evangelium ist unveränderbar, seine Verkündigung in die Zeit hinein jedoch stets neu zu finden.

- Die Gemeindesituation ist gestaltbar, verträgt aber nicht gleich jede Veränderung.
- Die gesellschaftlichen Bedingungen sind für uns vorgegebene Realität, auf die wir in aller Regel nur antwortend reagieren und immer weniger Einfluss haben.

Davon ist für mich auch das Pfarrbild abhängig und sollte zu einem klaren Angebot an junge Menschen geformt werden, ohne sich ihnen anzubiedern, aber werbend und einladend, weil klar und nachvollziehbar.

## Ein Brief an den möglichen Nachwuchs

Resümee:  
Brief an die AbiturientInnen.  
Ihr von Gott geliebte Abiturientinnen und Abiturienten,

ein wichtiges Etappenziel habt Euch geschafft. Die Hochschulreife. Wir gratulieren und freuen uns mit Euch.

Junge begabte Menschen wie Ihr brauchen wir dringend. Für die Gesellschaft, für Politik und Wirtschaft, aber auch für die Kirche, für die Unterstützung der Armen und Schwachen, für die Beratung von Gestrachelten und Problembeladenen, für die Betreuung von Alten und Kranken, für die Bildung und Förderung von Kindern, Jugendlichen und Familien, aber auch für das gesellschaftliche Gespräch um Werte und Lebenssinn, um Menschlichkeit und Würde, um Schöpfung und Gerechtigkeit.

Wenn Euch das interessiert, dann gibt es bei der Kirche viele Möglichkeiten zu arbeiten und dabei verlässlich gut versorgt zu sein. Der PfarrBeruf ist eine der Aufgaben in unserer Gesellschaft, die sich vielseitig um alle Lebensbereiche kümmert, von Klein bis Groß in allen Schichten und Ebenen der Gesellschaft, verantwortlich und gestaltend, selbstbestimmt eingebunden in das große Ganze einer Gemeinde, einer Landeskirche und einer weltweiten Kirche, auch mit Möglichkeiten des Einsatzes im Ausland. Das Studium ist breit angelegt und lässt viel Raum für eigene Schwerpunkte und Vertiefungen, und ist zugleich auch Auseinandersetzung mit der eigenen Person und dem Sinn des Lebens.

Im späteren Arbeitsfeld des Pfarrers, der Pfarrerin geht es schwerpunktmäßig um alle Formen der Kommunikation und Beziehung zwischen Menschen, von der Geburt bis zu Sterben und Tod, von Glück und Wohlstand bis zu den sozialen und wirtschaftlichen Brennpunkten, von theoretisch-theologischer Arbeit an Strukturen und Gegebenheiten bis hin zu ganz praktischen Handgriffen und Hilfen für Menschen in vielfältigen Situationen. Und Kirche – das ist noch immer die größte Gruppe in der Gesellschaft und einer der größten Arbeitgeber in Deutschland.

Die Parameter des Lebens und Handelns werden bestimmt durch das Evangelium der Bibel als Heilige Schrift, der Gemeinde als konkreter Lebensraum vor

Ort und der Gesellschaft, in die hinein Kirche gestellt ist in der Welt.

Die christliche Kirche ist weltweit eine stabile und wachsende Gruppe mit hoher Kompetenz für Leben und Gerechtigkeit, Frieden und Lebenssinn. Wir sind beste Fachleute in diakonischer und ethischer Hinsicht und global vernetzt in der Fachkompetenz für Hilfe und Menschlichkeit, Zusammenarbeit und Unterstützung.

Wir laden Euch ein, auch diesen wunderbaren Fachbereich in der Auswahl der Berufswünsche zu bedenken. Kirche – zusammen sind wir stark. Wir brauchen Dich!

*Pfarrer Joachim Pennig,  
Münnerstadt*

## Dienstordnung – Ein Prozess mit Potential

Das Vorwort der „Handreichung für die Erstellung von Dienstordnungen für Pfarrerinnen und Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern“ beginnt selbstbewusst: „Eine Veröffentlichung zeichnet sich durch ihre Geschlossenheit aus: Zwischen der ersten und der letzten Seite wird eine Thematik umfassend behandelt. Das gilt auch für die vorliegende Handreichung ...“ (S. 6, alle Seitenzahlen im Folgenden beziehen sich auf diese Veröffentlichung). Es gibt jedoch einige Beobachtungen und Anfragen, die es geraten erscheinen lassen können, diese Einleitung etwas vorsichtiger zu formulieren. Dies soll zunächst an der Beispielrechnung für „PfarrerIn Blume“ in der Gemeinde Himmelspforte gezeigt werden, die die Anwendung der Dienstordnung in der Praxis aus erster Hand deutlich machen soll.

### Ist-Zustand genau betrachten

PfarrerIn Blume hat also eine Dienstordnung mit Dekan Berg erarbeitet. Diese ist im Wesentlichen ein Abbild ihrer gegenwärtigen Tätigkeiten. Sie weiß jetzt, dass für den geplanten Hort innerhalb des vorgegebenen Zweitrahmens keine Kapazitäten frei sind.

Dekan Berg taucht in der Beispielrechnung nicht weiter auf. Vielleicht wäre es aber gut gewesen, das IST des Dienstes von Frau Blume gründlich durchzusprechen und auch ohne den Anlass der möglichen Hortgründung mit ihr eine Dienstordnung zu entwerfen, die auch ohne neue Projekte Veränderungen in Gang setzt. An folgenden Punkten könnte Gesprächsbedarf entstehen:

Beim Gottesdienst steht Frau Blume an 43 Sonntagen im Jahr „auf der Kanzel“. Vermutlich hat sie einen Sonntag im Monat predigtfrei. Das ist gut so. Nun feiert aber die Gemeinde etwa 60 Gottesdienste im Jahr. Wer gestaltet diese Gottesdienste? Es kann ja sein, dass in der Gemeinde oder im Dekanat fähige Prädikantinnen und Prädikanten zur Verfügung stehen. Wird das ganz ohne Vor- und Nachgespräch abgehen? Vermutlich entsteht hier ein weiterer Zeitbedarf.

Der Konfirmandenunterricht ruht offensichtlich alleine auf den Schultern der PfarrerIn. Obwohl nähere Angaben über die Modellgemeinde nicht gemacht werden, lässt sich doch aus der Zahl der Kasualien auf eine Gemeindegroße von etwa 2.000 Gemeindegliedern

schließen. Damit dürfte der Konfirmandenunterricht in einer Gruppe gerade noch möglich sein – wenn denn alle Terminprobleme der Konfirmandinnen und Konfirmanden damit gelöst werden können. Weder im Unterricht noch bei den Freizeiten tauchen Tutorinnen und Tutoren auf, ein Modell, das sich in vielen Gemeinden bewährt hat. Auch Gemeindepraktika kommen nicht vor. In der knappen Zeitkalkulation lässt sich ein Kern von KU realisieren. Für eine Entfaltung wäre mehr Zeit nötig.

Die beiden Bereiche von Gottesdienst und Konfirmandenunterricht können jedoch als mögliche Ausgestaltungen des Dienstes verstanden und so in die Dienstordnung übernommen werden. Für zwei andere Bereiche sind hier starke Bedenken anzumelden. Außer 60 Stunden Geburtstagsbesuche ist keine Zeit für seelsorgliche Begleitung vorgesehen. Die Begleitung von schwierigen Lebenssituationen, die in den Kasualien auftauchen und deren Zeitbedarf über die eingeplante Zeit hinausgeht, kommt in der jetzigen Aufstellung nicht vor. Frau Blume ist außerhalb des Gottesdienstes und der Kasualien in der sonstigen Gemeinde – außer im Glaubenskurs – nicht durchführend tätig. Das entspricht den notwendigen Akzentverschiebungen im Berufsbild. Was aber damit zwingend notwendig wird, ist Zeit für die Gewinnung und Begleitung von ehrenamtlich Mitarbeitenden. Mit 28 Stunden im Jahr ist das nicht getan. Grob geschätzt liegt der Zeitbedarf für diese notwendigen, bisher nicht erfassten Aufgaben bei mindestens 100 Stunden.

Damit wird bei dieser Modellrechnung, die Gottesdienst- und Konfirmandenarbeit schon konzentriert, Seelsorge und Begleitung von Ehrenamtlichen – d.h. indirekte Gestaltung des „Gemeindelebens“ – wesentlich zu knapp dotiert, deutlich, dass bereits im Bestehenden die 48 Wochenstunden nicht einzuhalten sind, und wenn sie denn eingehalten werden sollen, es weiterer Maßnahmen bedarf. Dieses Gespräch würde dann zu einer Dienstordnung führen, die nicht nur das Bestehende abbildet, sondern eine Zielgröße bildet, die die Balance zwischen der persönlichen Arbeitskraft und den Anforderungen des Dienstes besser als bisher gewährleistet. Und vielleicht gibt das auch Dekan Berg den Anstoß, seinen Dienst als Dekan quantitativ anzusehen.

## Pfarrdienst quantitativ beschreiben

An dem Beispiel lassen sich Stärken und Schwächen des jetzigen Stands der Debatte aufzeigen.

Zunächst ist es ein wichtiger Schritt, den Pfarrdienst nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ zu beschreiben. Natürlich gibt es Unschärfen und Unwägbarkeiten. Aber der Tag hat nun eben unverrückbar 24 Stunden und was dem einen Bereich zu gute kommt, mindert die Chancen eines anderen. Das gilt für den Dienst wie für die Person und das soziale Umfeld. Dass die Landeskirche diesen Schritt anregt und begleitet, kann nur begrüßt werden. Auch gehört es zu den Aufgaben des Dienstgebers Kirche, eine vergleichbare Grundlage für die Aufgaben im Pfarrdienst zu schaffen. Das versucht das Arbeitszeitmodell.<sup>1</sup>

Zunächst ist die Unterscheidung zwischen „gesamtkirchlichen“ und „gemeindlichen“ Aufgaben hilfreich. In den „gesamtkirchlichen“ Aufgaben sind auch Aufgaben enthalten, die die Person betreffen.

Wer nach Klärungen sucht, findet bei vielen Positionen den Vermerk „nach Aufwand zu berücksichtigen“. Dies stärkt auf den ersten Blick die subjektive Seite und kann den Druck bei der Erstellung der Dienstordnung mindern. Andererseits verzichtet die Landeskirche damit auf eine notwendige Selbstklärung und verfährt inkonsequent. Denn für die Bemessung von Pfarrstellen sind anhand eines Kriterienkatalogs allgemeine Annahmen über den notwendigen Pfarrdienst in einer Gemeinde getroffen worden. Das Ergebnis soll zwar erst in Summe für den Dekanatsbezirk wirksam werden, aber wenn das Gesamtergebnis stimmen soll, dann müssen die Detailkriterien angemessen sein. Mit dem neuen Schritt eines auch quantitativen Zugangs zum Pfarrdienst lässt sich nun die Zumessung von Pfarrstellen auch in Stunden ausdrücken.

Eine weitere Klärung ist jetzt möglich und nötig. Der Kriterienkatalog der Personalplanung enthält ein implizites Pfarrerbild. Es ist jetzt möglich, die

<sup>1</sup> S. 32: „Timetable“ – ob im Englischen da nicht doch eher ein Stundenplan als eine Tabelle von Arbeitszeiten bezeichnet wird, mögen Kundigere entscheiden.

Grundelemente des Pfarrerbildes in allgemeiner Form auch in Stunden auszudrücken. Auch auf diesen Schritt der Klärung sollte nicht verzichtet werden. Natürlich braucht es den Freiraum der individuell verantworteten Ausgestaltung des Dienstes. Aber den Gesprächen zur Erstellung der Dienstordnung wäre gedient, wenn die unbestimmte Größe „nach Aufwand“ eine Vorgabe enthielte. Dieser Schritt würde nicht nur – wie bei Frau Pfarrerin Blume – dem Gespräch nützen, er würde auch die Landeskirche in die Pflicht nehmen. Sie müsste mit Hilfe ihrer Vorgaben darlegen können, ob in größeren Räumen und letztendlich in der Landeskirche die aus dem Pfarrerbild resultierenden Aufgaben im gegebenen Rahmen „gut, gerne und wohlbehalten“ erfüllt werden können.

## Alternative Richtgrößen

Mit dem Beispiel von Frau Blume im Hintergrund soll deshalb ein alternatives Vorgehen skizziert werden. Es wagt Richtgrößen für den gesamten Dienst. Es enthält auch genauere Zeitvorgaben für die im augenblicklichen Vorschlag unbestimmten Bereiche. Sie entstammen einer langjährigen Beschäftigung mit dem Thema der personellen Ressourcen.<sup>2</sup>

Sie konkretisieren ein Pfarrerbild. Die Vorgaben sind pauschal und eröffnen im Einzelfall eine Diskussion. Aber bei individuellen Abweichungen nach oben und nach unten hat das Gespräch nun einen Anhaltspunkt – mit offenem Ergebnis.

Für die allgemeinkirchlichen Aufgaben sollte die Fortbildung nicht dem Belieben anheimgestellt werden. Eine knappe Woche pro Jahr gehört zum Dienst. Das würde für den Posten „theologische Existenz und Fortbildung“ etwa 130 Jahresstunden bedeuten. Die Zeit für die „Gemeinschaft der Ordinierten“ in Pfarrkonferenzen/Konvent reicht mit 70 bis 80 Stunden aus. Der Dienst von Pfarrern und Pfarrer übersteigt auch aus ekklesiologischen Gründen die eigene Gemeinde. „Landeskirchliche Aufgaben“ gehören zum Dienst, wie auch immer sie sich im Einzelfall realisieren, sei es in Vertretungen, in Beauftragun-

<sup>2</sup> Zuletzt zusammengefasst und im Rahmen einer Dekanatsentwicklung detailliert in: Herbert Lindner/Roland Herpich, Kirche am Ort und in der Region. Grundlagen, Instrumente und Beispiele einer Kirchenkreisentwicklung, Stuttgart (Kohlhammer) 2010, dort vor allem 134–144.

gen, in der Mitwirkung in Projekten, ... Dafür sollten etwa 120 Stunden im Jahr vorgesehen werden.

Der Religionsunterricht gehört zur Stelle. 45 Min x2 pro Unterrichtsstunde ist knapp, aber 350 Stunden im Jahr könnten möglich sein.

Das führt auf etwa 670 Stunden im Jahr, mit der Folge, dass für die Gemeindegliederarbeit netto 1500 Stunden zur Verfügung stehen. Mit mehr sollte im ersten Durchgang auch nicht gerechnet werden. Die vorgeschlagenen Pauschalen treffen für Frau Blume also recht genau zu.

Für den Pfarrdienst gibt es feststehende Pflichtaufgaben: Gottesdienste, Kasualien, Konfirmandenunterricht, Leitung. Die Stundenzahl für die Gottesdienste ergibt sich aus der Zahl der Gottesdienste, der Vorbereitungszeit und der Zeit für die Feier. Die Vorgaben in der Handreichung sind realistische Werte. Ein Berechnungsproblem entsteht aus der Vielfalt des gottesdienstlichen Lebens. Es ist nötig, um auch in kleineren Gemeinden die Zugänge zum Gottesdienst angesichts fortschreitender Pluralisierung offen zu halten. Mit der statistischen Zahl der „Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen“ alleine ist dies nicht einzufangen. Ein pragmatisches Verfahren könnte darin bestehen, die Zahl der EKD-Statistik zu Grunde zu legen. Entlastungen durch Prädikantinnen und Gastprediger könnten sich dann mit dem vermehrten Aufwand für Familiengottesdienste und andere besondere Gottesdienste ausgleichen. Im Fall von Frau Blume sollten mindestens 60 Gottesdienste in Anschlag gebracht werden, was den Aufwand auf etwa 500 Stunden steigen lässt.

Die Zahl der Kasualien liegt fest – präziser werden die Werte, wenn der Durchschnitt mehrerer Jahre zugrunde gelegt wird – und der Ansatz von fünf Stunden erscheint möglich.

Beim Konfirmandenunterricht gibt es noch Klärungsbedarf. Soll eine Mindestzahl von Konfirmandinnen und Konfirmanden vorgegeben werden, ab der die volle Stundenzahl angerechnet werden kann? Bei deren Unterschreitung wären dann alternative Formen (zweijähriger Unterricht – Kooperationen in der Nachbarschaft) zu suchen und ein entsprechend vermindertes

Zeitbedarf anzusetzen. Bei Frau Blume gibt es hier mit den Zahlen wohl kein Problem.

Bei der Leitung berücksichtigt die Handreichung nicht die Größe der Gemeinde. Der Leitungsaufwand steigt aber nahezu linear mit der Größe der Gemeinde.<sup>3</sup>

Für Frau Blume könnte der Ansatz passen – die Gemeinde scheint etwa 2.000 Gemeindeglieder zu haben – für größere Gemeinden steigt der Aufwand entsprechend. Hier sind weitere, auch empirisch gestützte Klärungen nötig

Und Unvorhergesehenes muss einbezogen werden. Die 10 % der Arbeitszeit schlagen auch viele Zeitratgeber vor und die haben hier wohl recht

Zählt man die feststehenden Pflichtaufgaben für Frau Blume zusammen, ist das Ergebnis ernüchternd. Die feststehenden Pflichtaufgaben – zusammen mit dem Posten Unvorhergesehenes – beanspruchen die zur Verfügung stehende Zeit für die Gemeindegliederarbeit im 48-Stunden Modell.

Nun gibt es aber weitere Aufgaben, die nicht weniger verpflichtend sind, in ihrem Umfang aber nicht so leicht ermittelt werden können. Die wichtigsten Bereiche sind Seelsorge und der weite Bereich, der sich „Gemeindegliederarbeit“ nennt. Für sie sollten Zeitblöcke reserviert werden, deren Ausgestaltung sehr individuell sein muss, für die aber Zeit zur Verfügung stehen soll.

Es könnte deshalb sinnvoll sein, einen Block „Seelsorge, Gespräche, Mitgliederkommunikation“ vorzusehen. Die Bandbreite reicht hier vom Geburtstagsbesuch bis zum Internetblog. Ein Orientierungspunkt könnte hier die Kasualzeit sein. Etwa 3/4 bis zur ganzen Zeit für Kasualien ist dafür wohl nicht zu viel. Für Frau Blume wären das mindestens 180 Stunden. Aus dem Bereich wendet sie zur Zeit etwa 80 Stunden auf. Ein weiterer Block könnte „Begleitung Ehrenamtlicher, Projekte, Gemeindegliederarbeit“ sein. Ein möglicher Zugang zu diesem Bereich könnte darin bestehen,

<sup>3</sup> Das haben nicht-repräsentative Erhebungen des Verfassers im Raum Nürnberg ergeben. Die ursprünglichen Annahmen eines abnehmenden Aufwands bei steigender Gemeindegröße lassen sich für die Leitungsaufgaben nicht nachweisen. Für die rein administrativen Aufgaben ergeben sich bei größeren Gemeinden relative Einsparungen.

als Zielgröße 2% der Gemeindeglieder als ehrenamtliche Mitarbeitende zu gewinnen und für jeden und jede von ihnen 2 Stunden im Jahr aufzuwenden, um diesen Bereich dann für eigene Aktivitäten in gleich großer Höhe zu erhöhen. Das führt in der Gemeinde von Frau Blume bei angenommenen 2.000 Gemeindegliedern auf  $80 + 80 = 160$  Jahresstunden. Sie wendet im Augenblick dafür 46 Stunden auf.

Über die Ansätze für diese beiden Bereiche wird noch zu diskutieren sein. Nötig sind sie allemal.

Für Himmelpforte ergibt sich nach dieser Rahmenberechnung ein pastoraler Mehrbedarf von um die 200 Stunden. Hier endet jetzt die Aussagekraft des Modells. Sieht die Personalplanung für Himmelpforten mehr als eine Stelle vor – dann wäre nach dem 48-Stunden-Modell eine angemessene Versorgung gesichert. Oder arbeitet Frau Blume doch deutlich über 50 Stunden die Woche?

## Modifiziertes Vorgehen

Aus diesen Überlegungen lässt sich nun ein modifiziertes Vorgehen entwerfen: Zunächst wird für die Stelle anhand der Gemeindegliederdaten (Gemeindegliederzahl, Kasualien, Gottesdienste, Konfirmanden) und mit den allgemeinen Zeitvorgaben ein vorläufiges Zeitgerüst erstellt. Es enthält die Nettozeit für gemeindliche Aufgaben und setzt diese in Beziehung mit den festgelegten verpflichtenden Aufgaben und den freigestaltbaren, aber ebenso verpflichtenden Aufgabenblöcken. Das ergibt eine erste Wahrnehmung, wie diese Stelle nach den allgemeinen Vorgaben ausgestattet ist.

Als nächster Schritt wird nun die gegenwärtige Lage beschrieben. Dann kann das Gespräch beginnen. Wie werden die freien Blöcke ausgestattet? Wo sind Abweichungen festzustellen? Wie sind sie zu verstehen? Treffen hier die allgemeinen Angaben nicht zu? Enthalten die allgemeinen Angaben Hinweise auf möglicherweise im Augenblick vernachlässigte Bereiche? Und natürlich: Wie steht es mit der Gesamtbelastung.

Jetzt, aber wohl erst jetzt, kann eine Dienstordnung erstellt werden, die auch die Schritte zu ihrer Realisierung beschreibt. Möglicherweise ergeben sich auch Konsequenzen für das Dekanat und/oder die Landeskirche, wenn die

Diskussion eine mit persönlichen Maßnahmen nicht behebbare strukturelle Überlastung aufgezeigt hat.

So entfaltet diese neue Vorgehensweise eine Dynamik, die über die Dienstgestaltung einer Person hinausgeht. Sie wird auch die Landeskirche erreichen.

Wenn die Prozesse in den Dekanaten ausgewertet werden und wenn diese Berechnungen für die Landeskirche als Ganzes oder für einzelne Regionen durchgeführt werden, kann dies als Nagelprobe für die jetzige und künftige Personalplanung wirken.

Es bedarf keiner großen Prognosekünste, um den Katalog von dringenden Maßnahmen zu skizzieren, die nicht nur angekündigt werden dürfen, sondern mit einem Zeit- und Finanzplan angegangen werden sollten.

Der Bereich der Gemeindeleitung kann und muss von der Landeskirche unterstützt und für Pfarrerinnen und Pfarrer entlastet werden. Der Ansatz einer wirksamen Assistenz in der Verwaltung muss endlich konkret werden. Seit langem werden diese Ideen erwogen. Aber offensichtlich war es weder der Pfarrerschaft noch der Landeskirche so drängend, dass hier wenigstens eine Reihe von Erprobungen in verschiedenen Gemeindesituationen erfolgt wären.<sup>4</sup> Die Stellenkürzungen im Sekretariatsbereich waren hier wohl kontraproduktiv.

Auch die Stellenlage für theologisch-pädagogische Mitarbeitende ist hier relevant.

Zum Schluss: Gut, dass dieser Prozess begonnen hat. Er hat das Potenzial, die Balance zwischen der Person, der Gemeinde und der Landeskirche neu auszurufen.

*Apl. Prof. Dr. Herbert Lindner,  
Feucht*

<sup>4</sup> Das Erzbistum München-Freising hat hier nach Presseberichten eine erhebliche Zahl von Stellen für eine solche Assistenz geschaffen.

## Freiheit vom politischen Zölibat

Wer sich in Bayern als evangelische Pfarrerin oder als Dekan im Stadtrat oder einem anderen kommunalen Gremium engagieren will, kann das nur unter Verzicht auf Pfarrstelle und lebensnotwendige Bezüge. Nach geltendem Recht unserer Kirche heißt es lapidar: Versetzung in den Wartestand.

Dies regelt §15 des Pfarrdienstausführungsgesetz in einem Zusatz zu §35 PfdG.EKD. Wer dennoch ein Gemeinderatsmandat anträte, würde für wenige Euro Sitzungsgelder seine persönliche und familiäre Existenz aufs Spiel setzen. Das bayerische Pfarrerdienstausführungsgesetz macht also eine politische Beteiligung von Menschen im Pfarrdienst unmöglich. Es zwingt zu einem politischen Zölibat und kann mit gutem Grund als „Verhinderungsgesetz“ bezeichnet werden. Mit dieser Kirchengesetz-Lage werden aber nicht nur den Pfarrerinnen und Pfarrern kommunale Ämter verwehrt. Den Städten und Gemeinden geht auf diese Art auch Kompetenz verloren, die Theologen/innen mitbringen etwa als Seelsorger oder in Leitung Erfahrene.

### Wie steht unsere Kirche zur Demokratie?

Nach über 60 Jahren Demokratie mag es an der Zeit sein, innerkirchlich über folgende Fragen nachzudenken: Müssen wir Politik immer noch als „schmutziges Geschäft“ verstehen? Diese Einschätzung resultierte aus den Erfahrungen der Nazi-Zeit. Gerade in Zeiten aktueller Politik-Verdrossenheit könnte die bewusste Mitwirkung in der Gestaltung des kommunalen Lebensraums ein sinnvolles Zeichen sein.

Wie halten wir es mit dem Thema „Obrigkeit“? Pfarrer waren bis zur Nachkriegs-Neugründung unserer Landeskirche Staatsangestellte. Müssen wir in dieser Haltung des Gehorsams als bloße Bittsteller allezeit verharren? Wie steht unsere Kirche zur Demokratie? Gerne sehen wir uns als Wächter, Anwälte der Bedürftigen etc. Bereits Johann Hinrich Wichern forderte eine politische Kirche, die sich aktiv in die Gestaltung der Gesellschaft einzubringen habe. Demokratie lebt von Beteiligung.

### Beispiele aus anderen Landeskirchen

In vielen anderen Kirchen der EKD ist es anders als hier. Sowohl in der benachbarten Württembergischen als auch der Badischen Landeskirche sind Pfarrerinnen und Pfarrer kommunalpolitisch aktiv. Kandidierende für ein kommunales Amt müssen dort zusichern, dass ihre dienstlichen Pflichten als Pfarrer nicht beeinträchtigt werden. Danach aber werde ein Engagement des Pfarrers „ausdrücklich begrüßt“, wie der Sprecher der Württembergischen Landeskirche 2014 auf Nachfrage der Süddeutschen Zeitung sagte.<sup>1</sup> Mit den derzeit zehn Pfarrerinnen und Pfarrern, die dort in der Kommunalpolitik engagiert sind, gibt es keinerlei Probleme, wie eine Oberkirchenrätin Anfang dieses Jahres mitteilte.

„Wir finden es gut, wenn Pfarrer sich politisch engagieren“, sagte der Sprecher der Badischen Landeskirche. Und die Sprecherin der Landeskirchen in Mitteldeutschland erklärt: „Bei uns sind Pfarrer auf kommunalen Listen eher die Regel als die Ausnahme.“<sup>2</sup> Dass Theologinnen und Theologen in politischen Ämtern eine Bereicherung für die Politik, ja ein Segen für die Gesellschaft sein können, sieht man etwa an Joachim Gauck, Friedrich Schorlemmer oder Katrin Göring-Eckhardt.

### Vorbehalte in Bayern

In Bayern gibt es Vorbehalte gegen Pfarrerinnen und Pfarrer mit politischem Engagement. Man fürchtet, dass der/die Geistliche parteiisch sein oder Politik und geistliches Amt vermischen könnte. Dieser Einwand muss ernst genommen werden. Was Gemeindemitglieder jeweils als „politisch“ wahrnehmen, ist freilich sehr diffus. Ein stark konservativ eingestellter Herr nimmt keinen Anstoß daran, wenn er sonntags von der Kanzel her Bestätigung erfährt. Auf die neben ihm sitzenden Andersdenkenden wirkt das Gesagte dennoch stark „politisch“. Und umgekehrt gilt das Gleiche.

<sup>1</sup> Süddeutsche Zeitung vom 29.1.2014, Seite 35 von K. Auer und O. Przybilla.

<sup>2</sup> Ebd.

Gottesdienst und Kirche geschehen im politischen Raum und haben diesen durchaus auch zum Ziel. Wer z.B. für eine „Willkommenskultur“ gegenüber Flüchtlingen wirbt, äußert sich politisch – im Auftrag des Evangeliums. Schon in den frühen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts wurde Pfarrern untersagt, ihre persönlichen Anliegen auf die Kanzel zu tragen. Das ist richtig.

Doch der Furcht vor Vermischung von Amt und politischem Wirken können zum einen die vielen EKD-Kirchen entgegengehalten werden, wo es keine diesbezüglichen Probleme gibt. (s.o.). Zum anderen traut man auch Richtern, Ärztinnen und Lehrern zu, die innere Unabhängigkeit zu wahren. Genauso kann man dies auch von einer Pfarrerin oder einem Dekan erwarten. Denn auch wenn diese eine politische Haltung haben, die sie im Stadtrat vertreten, so werden sie sie nicht im seelsorgerlichen Umgang mit Gemeindegliedern oder bei der Predigt zum Tragen kommen lassen. Zudem gibt es die Möglichkeit, sich als Parteilose/r auf der Liste einer Partei aufstellen zu lassen.<sup>3</sup>

Die Kommunalwahl ist bekanntlich vor allem eine Personenwahl – die Bürgerinnen und Bürger wählen diejenigen, die sie persönlich überzeugen – weniger die Wahl von Parteien. In der Kommunalpolitik sind weniger Parteiprogramme als vielmehr Sachfragen entscheidend, daher gibt es wechselnde Bündnisse und Koalitionen. Und in der Demokratie gilt eines, was man nicht vergessen sollte:

Die Wähler/innen entscheiden. Wenn sie ihre/n Pfarrer/in wählen, dann trauen sie ihm bzw. ihr wohl zu, dass er/sie mit dem kommunalpolitischen Ehrenamt korrekt umgehen kann. Christliche Überzeugungen und Anliegen in die Gesellschaft tragen: Ein Dekan als Stadtrat könnte etwa Anliegen von Kirche und Diakonie viel besser und demokratischer in die politische Gemeinde einbringen als jetzt: Wohlfahrtsverbände (Caritas, AWO etc.) sind hier oft besser aufgestellt. Sie sind vielfach mit ihren leitenden Personen in den kommunalen Gremien vertreten. Gerade Dekane/innen, die auch in der Verantwortung

<sup>3</sup> Der frühere Pfarrer Johannes Dürr aus Ditzingen hatte als Parteiloser auf einer Liste kandidiert. Parteipolitische Neutralität sei bei ihm nie ein Problem gewesen. Sein Resümee: „Meine Erfahrungen aus dem Gemeinderat haben mich als Pfarrer weitergebracht“ (SZ, 29.1.14, S. 35).

für diakonische Aufgaben stehen (Kindertagesstätte, häusliche Krankenpflege, Seniorenheime etc.) hätten durch die aktive Mitwirkung in politischen Entscheidungsgremien mehr Möglichkeiten, die diakonischen Anliegen von Anfang an in Überlegungen und Planungen mit einzubringen.

Wir hätten wesentlich mehr Möglichkeiten, uns für unsere Nächsten einzusetzen, an der Gestaltung der Lebenswelt teilzuhaben – und so unsere christlichen Überzeugungen und Werte in die Gesellschaft zu tragen.

### Öffentliches Wirken in der Bibel

„Suchet der Stadt Bestes“, schrieb Jeremia an die nach Babel Weggeführten (Jer 29,7). Jesus selbst hat öffentlich geredet und gewirkt: Die Bergpredigt ist prominentestes Zeugnis dafür, dass er keine nur innere Spiritualität gelebt hat. Apostel wie Paulus, mutige Männer wie Frauen scheuten sich nicht, das Evangelium unter die Leute zu tragen, öffentlich aufzutreten.<sup>4</sup>

Kirche ist nach Dietrich Bonhoeffer nur Kirche, wenn sie Kirche für andere ist. Eine Möglichkeit, Kirche für andere zu sein, ist das Engagement in den kommunalen Gremien. Gerade wir als in Kommunikation und Team-Arbeit Geschulte könnten da Gutes beitragen.

Es ist sicher keine große Zahl, die zusätzlich zum Pfarramt sich noch politisch einbringen kann und will. Doch denen, die das mit ihrem Beruf (z.B. halbe Stelle) und der Familie (z.B. ältere Kinder) vereinbaren können, sollte dieses Engagement nicht von vornherein verwehrt sein.

Wir sind eine synodale Kirche und haben demokratische Strukturen. Die Synode der ELKB hat drei Politiker und eine Politikerin mit acht politischen Stellvertreter/innen zu sich berufen. Aber umgekehrt ist es uns Geistlichen in Bayern nicht möglich, uns ohne gravierende,

<sup>4</sup> Vergleiche Phil 1,27: „Monon axios tou euangeliou tou Christou politeueste“ – Führt euer Leben/ Wandelt würdig des Evangeliums Christi. – politeuomai heißt 1.) Bürger sein, 2.) den Staat verwalten als, 3.) sein Leben führen. Hier ist der politische, öffentliche Charakter des Christseins inbegriffen. In 1,20 spricht Paulus auch von der „parresia“ (Offenheit, Öffentlichkeit), mit der Christus an seinem Leib verherrlicht werden soll.

persönliche Nachteile in den politischen Gemeinden zu engagieren.

Die Zulassung des kommunalpolitischen Engagements in unserer Landeskirche kann ein Zeichen dafür sein, dass unsere Kirche endlich in der Demokratie angekommen ist. Die Einschränkung dieses bürgerlichen Rechts für Pfarrer/innen ist nicht mehr zeitgemäß.

Zur Unterstützung und Stärkung der Demokratie fordern wir, den §15 Pfarrdienstausführungsgesetz zu ändern und uns den Pfarrerinnen und Pfarrern anderer Landeskirchen gleichzustellen. Last but not least könnte dies sogar ein kleiner Beitrag dazu sein, den Pfarrberuf noch attraktiver zu machen.

Dekan Jürgen Zinck/  
Anne-Kathrin Kapp-Kleineidam,  
Pfarrerin

## Hinweis



Auf der Klausurtagung vom 21. bis 23. Juni 2015 in Augsburg hat der Hauptvorstand des Pfarrervereins folgende Beauftragte gewählt:

*Pfarrerkommission:*  
Cornelia Meinhard, Martin Schmidt, Herbert Dersch.  
Als StellvertreterInnen wurden gewählt:  
Uwe-Bernd Ahrens, Doris Braun-Haug, Christiane Murner, Johannes Schuster, Daniel Tenberg.

*Pfarrerausschuss:*  
Corinna Hektor, Fritz Schäfer, Dorothee Tröger.  
Als StellvertreterInnen wurden gewählt:  
Katharina Kemnitzer, Doris Braun-Haug, Martin Müller.

*Wir beginnen hier die Rubrik „Historisch – Aktuell“. In loser Folge können historische Begebenheiten, Dokumente, Artikel mit einer aktuellen Debatte verglichen, gegenübergestellt, zur Diskussion gebracht werden.*

*Wir beginnen mit einer Predigt von OKR Julius Schieder und deren Einordnung in die Aktuelle Debatte über die Stellung des Alten Testaments, die Prof. Dr. Notger Slenczka „proviziert“ hat*

**Aktuell:**

## Soll das Alte Testaments aus dem Kanon verschwinden?

Seit einiger Zeit wird ein Artikel des Berliner systematischen Theologen Prof. Dr. Notger Slenczka öffentlich diskutiert, in dem er das Alte Testament aus dem christlichen Kanon verbannen und unter die sog. Apokryphen gerechnet wissen will. Das Alte Testament sei also „nützlich und gut zu lesen“, wie Luther über die Apokryphen gesagt hat, aber nicht länger Norm für den christlichen Glauben und die christliche Lehre. Slenczka hat diese These schon 2013 veröffentlicht,<sup>1</sup> doch sie ist erst durch eine deutliche Missbilligung

<sup>1</sup> Notger Slenczka, Die Kirche und das Alte Testament, in: Elisabeth Gräß-Schmidt (Hg.), Das Alte Testament in der Theologie, Leipzig 2013, 83–119. Auch: <https://www.theologie.hu-berlin.de/de/st/slenczka-die-kirche-und-das-alte-testament.pdf>; und: <https://www.theologie.hu-berlin.de/de/st/was-soll-die-these.pdf>.

des evangelischen Präsidenten des Koordinierungsrats der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Pfarrer Pieper, einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden. Es gab viel Kritik, unter anderem auch von Professoren-Kollegen aus Slenczkas eigener Fakultät. In diesem Zusammenhang wurde darauf verwiesen, dass es eine ziemlich peinliche historische Parallele zur These des Berliner Professors gibt, nämlich in der Kundgebung der Deutschen Christen im Berliner Sportpalast am 13. November 1933. Unter dem Jubel von 20.000 Teilnehmern wurde damals eine „Befreiung vom Alten Testament mit seiner jüdischen Lohnmoral, von diesen Viehhändler- und Zuhältergeschichten“ gefordert. Deutlich wurde schon damals, dass diese antisemitische Gesinnung auch vor dem Neuen Testament nicht Halt macht. Die Deutschen Christen verlangten nämlich, „daß alle offenbar entstellten und abergläubischen Berichte des Neuen Testaments entfernt werden und daß ein grundsätzlicher Verzicht auf die ganze Sündenbock- und Minderwertigkeitstheologie des Rabbiners Paulus ausgesprochen wird.“ Ganz zu schweigen davon, dass man die Jüdinnen und Juden, die zum Christentum übergetreten waren, aus der eigenen Kirche vertrieben hat.

Natürlich ist Slenczkas Begründung für die Verbannung des Alten Testaments aus dem christlichen Kanon bei weitem nicht mit dem Antisemitismus der Deutschen Christen zu vergleichen. Es gibt allerdings einige irritierende Formulierungen. Etwa: „In seiner Gänze ist das AT kein Zeugnis der Universalität des Gottesverhältnisses, sondern ein Zeugnis einer Stammesreligion mit partikularem Anspruch.“ Diese Formulierung erinnert an das anti-jüdische Klischee der christlichen Universalität gegenüber dem jüdischen Partikularismus. Abwertend klingt zumal der Begriff „Stammesreligion“. Tatsächlich enthält das AT auch universale Visionen des Hinzukommens der Völkerwelt zum Gott Israels, nicht zuletzt die Beauftragung an Israel, „Licht der Völker“ zu sein. Doch in der Tat: im Unterschied zum Christentum oder zum Islam hat sich das Judentum nie als die eine, wahre Religion dargestellt und alle anderen Menschen dazu bekehren wollen, nicht zuletzt mit dem Schwert.

Für Slenczka ist darüber hinaus das „Korpus der alttestamentlichen Tex-

te Ausdruck eines fremden religiösen Bewusstseins“. Wirklich? Lesen wir die Psalmen, die Geschichten von Abraham oder Jakob, die Josefsgeschichte oder die Exodus-Erzählung als Texte einer fremden Religion? Ich kenne Menschen, die kurz vor ihrem Tod von mir als Pfarrer den 23. Psalm hören wollten. Bei Konfirmationen, Beerdigungen oder Trauungen werden gerne alttestamentliche Texte als Leitworte gewählt. Das hängt natürlich damit zusammen, dass das Neue Testament eher eine Sammlung diskursiver Schriften ist, während das Alte Testament Geschichte/n erzählt, Lebensweisheiten vermittelt („alles Ding hat seine Zeit“) und zum Teil ziemlich emotionale Reden der Propheten enthält. Micha Brumlik, der jüdische Professor und Schriftsteller aus Frankfurt, macht seinerseits auf Parallelen der Argumentation von Slenczka zu Äußerungen des Nazi-Theologen Emanuel Hirsch (1888–1972) aufmerksam. Hirsch hat 1936 eine Schrift zum Thema Altes Testament und Predigt des Evangeliums publiziert, in der schreibt: „Unsere jungen Theologen wollen es sich zum Teil nicht einmal mehr klarmachen, dass wir Christen nichtjüdischen Bluts überhaupt kein unmittelbares Verhältnis zum Alten Testament haben – es geht uns als Gottesoffenbarung an sich selbst nichts an –, sondern lediglich ein durch das Neue Testament vermitteltes Verhältnis zum Alten Testament.“ Im selben Jahr hat der Oberkirchenrat von Nürnberg, Julius Schieder seine bemerkenswert aktuelle Predigt zu diesem Thema gehalten.

Die für Slenczka wichtigste Begründung seiner Exklusion des Alten Testaments aus dem christlichen Kanon lautet: „Die Voraussetzung dafür, daß die Kirche die alttestamentlichen Schriften als kanonisch, als Richtschnur für Leben und Lehre der Kirche anerkennt, ist die Basisthese, daß diese Schriften Jesus von Nazareth verkündigen, daß die Verfasser Glaubende an Jesus Christus sind und daß sie Anrede an die Kirche sind, an diejenigen, die dem Evangelium von Jesus von Nazareth vertrauen.“ Ja, da sind doch meine Predigten allemal reif für den Kanon. Denn sie verkündigen Jesus von Nazareth, ich glaube an Jesus Christus und predige in Kirchen zu Menschen, die dem Evangelium von Jesus von Nazareth vertrauen. Das gilt natürlich nicht nur von meinen Predigten, sondern von denen zigtausender christlicher Pfarrer und Pfarrerinnen,

Lektoren und Prädikantinnen. Was allerdings durch diese „Basisthese“ gesichert ist, das ist die Exklusion des Alten Testaments aus dem christlichen Kanon. Denn damit können dessen Schriften tatsächlich nicht dienen.

Bemerkenswert eindimensional, oder mit einer Formulierung von Slenczka, als „hermeneutisch subkomplex“ empfinde ich, dass Slenczka vom Alten Testament erwartet, dass es Jesus von Nazareth (!) verkündigt. Ist das wirklich ernst gemeint? Sollten die Verheißungen eines künftigen Königs auf dem Davidsthron (2. Samuel 7,12ff, aufgenommen in Lukas 1,32f) oder die anderen bekannten messianischen Weissagungen im Alten Testament (etwa Jesaja 7,14; Micha 5,1; Sacharja 9,9, auf die ebenfalls im Neuen Testament angespielt wird) nicht gelten, weil sie nicht präzise die historische Persönlichkeit Jesus von Nazareth verheißen? Warum diese Konzentration auf die konkrete historische Person Jesus von Nazareth? Ist hier der Wille zur Exklusion des Alten Testaments der Vater der Kriterien für Kanonizität?

Wir kennen im Übrigen diese These seit Markion – und seitdem hat sie ein anti-jüdisches Geschmäckle. Slenczka beruft sich auf Schleiermacher und vor allem auf Adolf von Harnack; der letztere hat gewissermaßen auf der Basis seines abstrakten Begriffs von dem, was er für das „Wesen“ des Christentums hielt, das Alte Testament für eine primitive Vorstufe des Christentums erklärt, oder sagen wir mal: des Kulturprotestantismus, den er mit dem Christentum verwechselt hat. Dass dabei für Harnack (wie schon für Markion) ein Zerrbild vom Judentum ausschlaggebend war, ficht allerdings den Berliner Kollegen, der sich offenbar als eine Art Harnack redivivus versteht, nicht an. Ebenso wenig die angedeutete Nähe zu den Deutschen Christen. Es ist also nicht gerade die beste Gesellschaft, in die sich ein Theologieprofessor begibt, wenn er dafür plädiert, das Alte Testament aus dem christlichen Kanon zu entfernen.

Doch das weiß Slenczka natürlich selbst. Er macht darum für seine These auch Argumente geltend, die in der Neubesinnung auf das christliche Verhältnis zum Judentum nach der Schoah eine wichtige Rolle spielen. In diesen Diskursen sei darauf hingewiesen und mit Verweis auf die historisch-kritische Bibelforschung begründet worden,

dass das Alte Testament gerade jene Bedeutungsfunktion nicht einlöst, die traditionell für dessen christliche Inanspruchnahme und Kanonizität vorausgesetzt wird: dass es prophetisch auf Jesus Christus verweist und das Neue Testament die Erfüllung dieser Prophetie erzählt. Die historische Bibel-Kritik hätte diese Auffassung ad absurdum geführt. Mehr noch, gerade im christlich-jüdischen Dialog sei diese These als übergriffig kritisiert und aufgegeben worden. Slenczka verweist auf eine wichtige Formulierung des berühmten Beschlusses der Rheinischen Synode zur Erneuerung des christlich-jüdischen Verhältnisses (1980), wonach die Kirche „durch Jesus Christus in den Bund Gottes mit seinem Volk (Israel) hineingenommen ist“. Eine in der Tat problematische These, die freilich auch und gerade in den christlich-jüdischen Diskursen heftig umstritten ist. Vor allem: niemand, der am Alten Testament festhalten will, muss sie übernehmen. Denn es gibt im Neuen Testament eine überzeugendere andere Konzeption, die der Herrenbruder Jakobus auf dem sog. Apostelkonvent in Jerusalem formuliert hat (Apostelgeschichte 15,14–17): Dort wird davon ausgegangen, dass Gott neben der Wiederaufrichtung Israels ein zweites Volk aus den nicht-jüdischen Völkern erwählt hat und eben dies stimme mit den Worten der Propheten überein. Wir müssen uns als Christen aus den Völkern also nicht in den Bund Gottes mit Israel hineindrängen, sondern dürfen darauf vertrauen, dass wir durch Jesus Christus in ein eigenes Bundesverhältnis mit Gott neben Israel hineingenommen worden sind. Allerdings setzt auch dieses Konzept die jüdische Bibel, das Alte Testament voraus. Und zwar nicht nur „religionsgeschichtlich“, wie Harnack oder Slenczka meinen, sondern als Fundament unseres Glaubens. Das Alte Testament berührt tatsächlich nur am Rande die Ankunft des messianischen Erlösers Israels. Abraham, Jakob und Josef haben von ihm nicht gewusst. Sie, wie viele, ja die meisten anderen Schriften des Alten Testaments handeln von einem Leben im Angesicht des einen Gottes, von Verirrungen und Schwächen, von menschlichen Sehnsüchten und Hoffnungen – gegen alle Wirklichkeitserfahrung. Wir Christinnen und Christen sind nichts ohne das Alte Testament, ohne dessen Geschichten menschlichen Versagens und menschlicher Hoffnung. Wir sind durch Christus hineingenommen in die Geschichte des

einen Gottes mit Israel und der ganzen Menschheit. Keine Seite unseres Neuen Testaments bekäme einen Sinn ohne das Alte Testament. Durch das Alte Testament gewinnt Jesus Christus seinen messianischen Glanz, wie dieses für uns Christen seinen Glanz von ihm her gewinnt.

Wir dokumentieren in diesem Heft eine Predigt des ehemaligen Oberkirchenrats von Nürnberg, Julius Schieder, zu genau dieser Thematik. Er hat sie im Jahr 1936 gehalten. Seine Predigt ist, wie Walter Benjamin sagen würde, ein „messianischer Splitter“ in einer christlichen (!) Welt, die unaufhaltsam auf den absoluten Abgrund der Menschlichkeit zusteuerte. Schieders Predigt ist wie ein Leuchtturm, der Orientierung ermöglichte in einem Meer von Vorurteilen und Rassismus, das viele Christinnen und Christen verschlungen hatte. Es ist gut zu wissen, dass in unserer Landeskirche ein mutiger, klar denkender und bibelfester Theologe dem Zeitgeist zum Trotz das Alte Testament als konstitutiven Teil des christlichen Kanons verkündigte. Sein Andenken sei zum Segen.

*Dr. Wolfgang Stegemann*

## Historisch

*Predigt von Oberkirchenrat Julius Schieder, gehalten am 11. Oktober 1936 in Nürnberg/St. Sebald zum Predigttext:*

*Johannes 5,39*

*Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habet das ewige Leben darin; und sie ist's, die von mir zeugt.*

Wer redet hier? Jesus.

Von welcher Schrift redet er? Von der Bibel. Vom Neuen Testament? Vom Alten Testament? Es kommt nur das Alte Testament in Frage. Ein Neues Testament hat es in dieser Zeit noch nicht gegeben. Also vom Alten Testament sagt der Herr: „Das ist die Schrift, die von mir zeugt, die von mir Zeugnis ablegt, die von mir redet, die meinen Herold macht.“

Damit werden wir in eine Frage hingestellt, die heute wie kaum eine andere unsere Gemeinden aufwühlt. Große und kleine Geister sind am Werk, der Gemeinde das AT zu nehmen. Manche treue Leute in unsren Gemeinden werden unruhig, fangen zu fragen an:

„Muß denn die Kirche am AT festhalten? Könnte sie das AT nicht preisgeben? Wir haben ja noch immer das Neue Testament. Es gibt doch so viel Bedenkliches in diesem AT. Warum sich so ereifern für das AT?“

Das wäre alles ganz recht, wenn eben nicht das Wort Jesu wäre: „Das ist die Schrift, die von mir zeuget.“ Damit hat Er dem AT seine Ehre gegeben.

Und damit ist für uns die Frage entschieden. Was haben wir uns um all die großen und kleinen Geister zu kümmern, wenn Er so von diesem Buch redet? Hier gibt es auch keine Neutralität. Die Neutralität ist – vielleicht kennst du das Wort Gustav Adolfs – immer eine „verfluchte Sache“. Sie ist erst recht verwerflich, wenn es um Dinge geht, zu denen der Herr Christus so Stellung nimmt, wie er’s dem AT gegenüber tut. Das Alte Testament ist „die Schrift, die von mir zeuget“. Was heißt das eigentlich?

Bevor wir an das Wort selber gehen, will ich einiges sagen, was nur vorletzte Bedeutung hat, nicht letzte Bedeutung; was nicht entscheidend ist, aber doch auch einmal gesagt worden muß.

Es setzt sich nicht nur der Herr Christus für das AT ein. Lest die Lebensgeschichte Goethes. Mit welcher Begeisterung redet Goethe gerade von den alttestamentlichen Geschichten. Sogar Nietzsche redet mit starken und großen Worten vom AT. Denkt an die Kunst. Nehmt doch einmal aus der Kunst heraus, was aus dem AT stammt! Durchsucht einmal unsere großen Gemäldegalerien! Wie viele von den kunstvollsten Bildern müßten verschwinden, wenn das AT als „Satansbibel“ abgetan sein sollte! Horcht in die Musik hinein! Wie viel alttestamentliche Stoffe klingen dort immer wieder an. Untersucht einmal die Spruchweisheiten unseres deutschen Volkes! Eine Unmenge Sprichwörter und sprichwörtlicher Ausdrücke kommen aus dem AT. Als voriges Jahr zum Winterhilfswerk aufgerufen wurde, geschah es mit dem Wort: „Brich den Hungrigen dein Brot.“ Weiß man, daß das ein alttestamentliches Wort ist? So begegnet man auf Schritt und Tritt dem Alten Testament.

Etwas anderes, was auch gesagt werden muß! Man möge doch einmal ein wenig gerecht sein gegen das AT.

Da wirft man dem AT vor, es rede von Dingen, die Kinder nicht hören sollten, und wenn das AT im Unterricht einen Platz behalte, so würde man damit die Kinderseele verderben; dafür empfiehlt man dann die nordischen Sagen. Wahrlich, wir Christen haben auch unsere Freude an den nordischen Sagen. Aber wer sie ein wenig kennt, weiß, daß auch da allerlei Dinge stehen, die nicht ohne weiteres für Kinderaugen und Kinderohren passen. Man empört sich über die Geschichte von der Opferung Isaaks, redet davon, daß hier ein ganz entsetzlicher Geist zum Vorschein komme – kennt man nicht jene nordische Sage von dem alten König, der auf Weisung eines Sehers einen Sohn nach dem andern schlachtet, um in seinem Blut sich zu baden und damit wieder für eine Zeit Jugendfrische zu bekommen? Welche Geschichte ist nun schlimmer? Diese hier oder die von Abraham? Man empört sich über die Geschichte von der Judith, nennt sie eine „gerissene Jüdin“. Wenn diese Geschichte in einer nordischen Sage stünde, würde man dann nicht vielleicht sagen: Sehet dies heldische Weib, das alles preisgibt, um ihr Volk zu retten. Umgekehrt: Wie würde man die Kriemhild-Geschichte werten, wenn die Erzählung von Kriemhildes Rache im AT stünde? Man empört sich, daß erzählt wird, wie Jakob betrügt, wie David die Ehe bricht. Ich gestehe, gerade an diesem Punkt imponiert mir das AT, weil es so unerbittlich ehrlich ist und von seinen „Heiligen und Helden“ nicht nur das Große und Leuchtende erzählt, sondern auch das Dunkle und Schlimme und Böse. Gibt’s nicht in der Geschichte anderer Völker auch Betrug und Blutschande und andere gemeine Dinge? Wie sorgfältig werden hier diese Dinge zugedeckt; das soll niemand erfahren. Da hat die Bibel mit ihrer unerbittlichen Wahrhaftigkeit wahrhaftig etwas Großes.

Man könnte stundenlang in dieser Weise reden. Wir wollen’s sein lassen. Wir reden dabei immer nur von der Peripherie her und haben nicht das gesagt, was wirklich entscheidet. Ob Goethe „Ja“ sagt zum AT oder „Nein“, ob die Kunst sich so zu ihm stellt oder anders, das würde für uns noch nicht bedeuten, wie wir über das AT urteilen. Entscheidend ist die Stellung Jesu zum Alten Testament. Er bekennt sich zum AT. Er liest im AT. Er predigt aus dem AT. Wenn Er den Kampf mit dem Versucher kämpft, holt er sich die blitzenden Waffen aus dem

AT. In seiner Sterbensnot muß ihm das AT als Gebetbuch dienen. Unser Wort führt uns aber noch weiter. Da sagt er vom AT nicht, daß es ein interessantes, ein geistreiches, ein lebensnahes Buch ist; Er redet nicht von den Perlen, die unter viel Wust des AT doch auch vorhanden seien, sondern er sagt eben von diesem Buch: „Das ist die Schrift, die von mir zeuget.“ Er nennt dieses Buch seinen Herold, der vor ihm herzieht. Was ist nun damit gemeint? Ein Zweifaches.

Das AT hat – gewiß noch in undeutlichen Umrissen – die Gleiche Gottesbotschaft, die Er selber verkündigt. Und zum andern: Das Buch redet von ihm selber, das Buch hat ihn zum Thema. Alle Völker haben ihre Gottesbotschaft. In allen Sagen und Geschichten der Völker wird von Gott geredet. Hier scheint kein Unterschied zu sein zwischen dem AT und den anderen Büchern der Menschheit. Aber es liegt ein grundsätzlicher Unterschied vor in der Art, wie die Gottesbotschaft hier und dort lautet. Der Unterschied ist der: Überall in den Menschheitsreligionen geht die Linie von unten nach oben; im AT aber geht sie von oben nach unten.

D.h.: In den Religionen aller Völker handelt es sich um die Gedanken, die die Menschen denken von Gott. Es mögen feine und tiefe Gedanken sein, aber es sind Gedanken, die sich der Mensch macht von Gott. All diese Religionen sind wie Hände, die sich sehnsüchtig hinaustasten in das unbekannte Land, ob sie irgendwo Gott finden könnten. All diese Religionen sind Ausstrahlungen des Menschenherzens. Wenn du in dunkler Nacht von weit her auf Nürnberg zuwanderst, dann siehst du über der Stadt den hellen Lichtbogen. Woher kommt dieser Lichtbogen? Von unten her, von der Erde her; von den tausend und tausend Lichtern, die da unten in der Stadt ausstrahlen hinauf gegen die Wolken. So sind die Religionen der Völker. Das ist – nun darf ich das Fremdwort gebrauchen, das heute jeder evangelische Christ, der den Weltanschauungskampf der Gegenwart ernst nimmt, kennen muß – der Mythos der Völker. Der Mythos ist die Religion, die aus dem Menschenherzen ausstrahlt.

Im AT geht es aber nicht um den Mythos, sondern es geht um die Offenbarung Gottes. Da geht es nicht um Gedanken, die der Mensch denkt über Gott, sondern um Gedanken, die Gott denkt über den

Menschen. Da greifen nicht sehnsüchtig Menschenhände in die Unendlichkeit hinaus; da zerreißt Gott die Unendlichkeit und die Bibel darf verkündigen: „Siehe, der Herr kommt gewaltiglich.“ Da tut sich nicht das Menschenherz auf, so wie die Ackererde sich auftut unter der Pflugschar und den Erdgeruch ausatmet. Da tut sich der Himmel auf, da tut sich das Herz Gottes auf. Da geht nicht der Mensch auf Wanderschaft, ob er irgendwo Gott begegne; da tritt Gott ins Menschenleben hinein. Da strahlen nicht Menschengedanken aus; da fällt der Blitz Gottes vom Himmel, und dieser Blitz ist das Wort Gottes. Das kommt über das Menschenherz wie das Feuer vom Himmel, und das Menschenherz lodert auf im Feuer Gottes.

Es reden alle Völker von einer Gottesbotschaft, genau so wie das AT. Und es sind doch zwei ganz verschiedene Botschaften. Zwei Botschaften, die nicht nur aus verschiedenen Richtungen kommen wie zwei Züge, die auf zwei verschiedenen Geleisen aneinander vorberfahren. Die Gottesbotschaft des AT und die Gottesbotschaft der Völker prallen aufeinander wie zwei Züge, die auf dem gleichen Geleise einander entgegenfahren. Es ist zwischen beiden wie ein Kampf auf Leben und Tod. Der Mythos kämpft gegen die Offenbarung Gottes und die Offenbarung Gottes kämpft gegen den Mythos. Der Mythos will's nicht leiden, daß Gott über ihn komme. Er will vor Gott nicht klein und gering werden; er will nicht von Gott zerbrochen werden. Im Mythos will der Mensch groß sein, will stolz sein können, will sich seinen Gott schaffen nach seinen Gedanken, will wie Gott sein. Da ist der Mythos in der Menschheitsgeschichte aufgebrochen, als die ersten Menschen von der verbotenen Frucht aßen, weil sie hofften, daß sie dann „werden wie Gott“, und nicht mehr sich beugen müssen unter Gott. Und wiederum: Gottes Offenbarung duldet nicht, daß der Mensch Gott werden will. So lautet die Botschaft des AT: „Ich bin der Herr dein Gott.“

Darum ist Kampf zwischen der Religion der Völker und der Botschaft des AT. Und hier versteht man nun, woher der abgrundtiefe Haß kommt gegen das AT. Der natürliche Mensch, den jeder von uns in seiner Brust trägt, will nicht, daß die Gottesbotschaft des AT recht habe, will nicht, daß Gott über ihn herrsche. Wer aber sich wider das AT stellt, stellt

sich gegen den, von dem nach seinem eigenen Wort das AT zeuget. Durch die ganze Botschaft Jesu geht das gleiche Wort wie im AT: „Ich bin der Herr dein Gott.“ Damit wird aller Hochmut der Menschen zerbrochen – genau wie im AT.

Auch du bist heute gerufen in die Wahl zwischen dem Mythos und dem AT. Auf welche Seite willst du dich stellen? Wer sich wider das AT stellt, stellt sich wider den Herrn Christus. Zur Gottesbotschaft des Alten Testaments gehört das Wort von der Gnade. Nun ist's wieder nicht so, daß es das Wort von der Gnade nur im AT gäbe, auch die anderen Völker- und Menschheitsreligionen kennen das Wort von der Gnade. Aber sie kennen die Gnade ganz anders als das AT. Der Unterschied liegt in der Frage: Wem gehört die Gnade? Zu wem kommt die Gnade? Da sagen alle Religionen: zum Frommen, zum Guten, zu dem, der es treu und ehrlich meint, zum Rechtschaffenen. Weil er so ehrlich und treu und rechtschaffen ist, darf er die Gnade Gottes erleben. Das AT aber kennt einen ganz anderen Begriff von Gnade. Da heißt's nicht: Die Gnade Gottes kommt zum Menschen, weil er so ist, sondern: Obwohl er so ist. Es ist nicht die Gnade des „weil“, sondern die Gnade des „trotzdem“, des „dennoch“. Gott kehrt nicht ein beim Gerechten und Frommen, sondern beim Sünder. Abraham ist ein Sünder mit seiner Notlge; Gottes Gnade kommt dennoch zu ihm. Jakob ist ein Sünder; Gottes Gnade kommt dennoch zu ihm. David ist ein Sünder; Gottes Gnade kommt dennoch zu ihm. Das ist eine unheimliche Botschaft. Wir verstehen es, daß dem natürlichen Menschen das nicht eingehen will. Wir verstehen es, wenn – wie neulich geschehen ist – sich jemand empört darüber, daß dem Jakob die Himmelsleiter mit den Engeln erscheine; es müßte ihm die Hllenleiter mit dem Teufel erscheinen.

Ja, so denkt der Mensch. Er kennt nur die Weil-Gnade, nicht die Dennoch-Gnade. Aber es gilt ja hier wiederum: „Das ist die Schrift, die von mir zeugt.“ Der Herr Christus verkündigt ja auch diese Dennoch-Gnade. Da müssen sich die Pharisäer aufregen und müssen sprechen: Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen. Rein moralisch geurteilt, waren die Pharisäer ganz anständige Menschen. Vor ihnen würde mancher, der nicht genug über Pharisäer schimpfen kann, den Hut herunternehmen. Die

Zöllner waren wirklich die schlimmen. Sie waren die Leute, die die Armen aussaugten. Sie waren diejenigen, die sich in den Dienst des Volksfeindes, des Römers, stellten. Und nun ist's freilich verwunderlich, daß der Herr Christus zu ihnen geht, mit ihnen it. Das ist eben sein gnädiges „Dennoch“. Da steht er in einer Linie mit dem AT, setzt nur das fort, was das AT anklingen läßt.

Und nun habe ich die Frage. Wie wäre es – aber ich rede nicht von denen draußen – wie wäre es dann mit uns beiden, wenn es nur die Weil-Gnade gäbe und nicht die Dennoch-Gnade? Bruder, wir beide leben von diesem „Dennoch“. Aber nicht von der Botschaft Jesu allein redet das AT, sondern auch von seiner Person. Es gilt ganz wörtlich: Es ist die Schrift, „die von mir zeugt“.

Da stehen wir ja vor dem größten Rätsel und dem wunderlichsten Geheimnis. Wer das AT in seiner Gesamtheit liest, entdeckt etwas ganz Eigenartiges. Dieses ganze Buch ist „auf dem Marsch“, ist in „Bewegung“. Ich habe einmal vor kurzem eine Schilderung gelesen von der Vogelwartung in Rossitten, da droben in der Nähe von Königsberg. Das ist die Gegend, über die die Zugvögel fliegen, wenn sie im Frühjahr aus dem Süden wieder zurückkehren in den Norden. Besonders wunderbar ist das bei Nacht. Da ziehen droben am Himmel die ungeheueren Schwärme der Vögel. Es ist, wie wenn der ganze Himmel in Bewegung, auf Wanderschaft wäre. Und sieht, so etwas ähnliches erlebt man, wenn man einmal das ganze AT überschaut. Es ist alles in Bewegung, alles in einem Vorwrtsdrngen. Das ganze Buch ist ein Buch der Sehnsucht, des Heimwehs. Und doch nicht bloß des Heimwehs. Heimweh ist immer voll „vielleicht“. Die ganze Sehnsucht des AT ist aber voll Gewißheit. Die Leute sehnen sich und wissen: „Herr, ich warte auf dein Heil.“ Wer das AT zu lesen versteht, der liest dies Wort auf jeder Seite. Und je weiter es vorwärts geht mit dem Buch, um so merkwürdiger wird es. Da wird aus dem „Es“ ein „Er“. Da heißt es nun nicht mehr: Ich warte auf dein „Heil“, sondern: Ich warte auf deinen „Heiland“. Da steht vor dem Angesichte des alttestamentlichen Gottesvolkes eine Gestalt, die immer deutlicher aus dem Nebel heraustritt. Da wird geredet von dem „Knecht Gottes“, von dem alles Heil kommt. Wer ist dieser Knecht Gottes?

Klar wird das erst im Neuen Testament. Er ist gemeint, der geboren ist im Stalle zu Bethlehem, der wandert über die Fluren Galiläas, der stirbt am Kreuz, und der am dritten Tage siegreich bricht aus des Grabes Nacht. Jesus von Nazareth – das ist der Punkt, auf den das ganze Alte Testament zugeht. Er ist die „Mitte“ des Buches. Seit Jahrhunderten und Jahrtausenden wandert Gott auf den Augenblick zu, indem die Engel jauchzen: „Euch ist heute der Heiland geboren.“ Und die Spur dieser seiner Wanderwege ist das, was im Alten Testament steht.

Das Alte Testament – ein wunderliches Buch; ein Buch, mit dem du schwer zu recht kommst! Wenn du so urteilst, so können wir dir nicht widersprechen. In diesem Buch ist vieles, was jedem von uns Kopfzerbrechen macht. Aber wo ist irgend ein Handeln Gottes, was uns solches Kopfzerbrechen nicht macht? Gott

handelt nie so, daß wir es verstehen, wie eine Rechnung, die schön glatt aufgeht. Gott macht unserem Verstand immer zu schaffen. Das ist weder beim Alten Testament noch beim Neuen Testament anders.

Aber eines sieht der Glaube mit anbetendem Staunen: das Alte Testament ist der große Herold für den Herrn Christus. Oder laß mich's mit einem anderen Bild sagen: Du kennst wohl den Isenheimer Altar von Grünewald: Jesus am Kreuz und zu seinen Füßen steht rießenhaft und rätselhaft die Gestalt des Johannes und deutet mit dem mächtigen Zeigefinger auf den Herrn. Das ist auch ein Gleichnis für das Alte Testament – riesenhaft und rätselhaft, wie Johannes auf dem Bild, steht es da und deutet auf Christus. Man kann den Johannes nicht herauslösen aus dem Grünewald'schen Bild, sonst würde die

ganze künstlerische Komposition des Gemäldes zerstört. So kann man auch das Alte Testament nicht lösen aus der Bibel. Wer das Alte Testament hergibt, wird über kurz oder lang immer dazu gezwungen werden, auch das Neue Testament drann zu geben. Wer den Herold nicht achtet, verachtet auch den König, der hinter dem Herold herzieht.

Darum ist die Stellung zum Alten Testament keine gleichgültige Sache. Gibt man das Alte Testament preis, gibt man auch den Herrn Christus preis. Will man ihn ehren, muß man auch das Buch ehren, das von ihm zeugt. Amen.

*OKR Julius Schieder, 1936*

## *Liebe Leserin, lieber Leser!*

Der Artikel von Pfarrer i.R. Pennig zum „Pfarrerbild“ hat mich sehr beeindruckt. Da bringt ein Kollege seine lebenslangen Erfahrungen im Pfarrdienst ein und kommt uns nicht mit Sprüchen wie: „wir haben uns auch anpassen müssen“, oder: „das Amt des Pfarrers ist nun mal ein ganz besonderer Beruf, da gelten nicht die üblichen Bedingungen der weltlichen Berufe“!

Wir alle kennen die traditionellen Anforderungen:

Wir müssen (!?) rund um die Uhr erreichbar sein; denn ein Pfarrer, eine Pfarrerin sind immer im Dienst. Heute würde man sagen: Wir sind 24/7 für sie da.

Das funktioniert natürlich nur im Internet und braucht eine ganze Mannschaft, um dieses Versprechen zu erfüllen. Im Falle des Pfarrberufes geht das selbst ansatzweise nur, wenn die Familien mit eingespannt sind. Kollegen erzählen deshalb schon einmal hinter vorgehaltener Hand: „Ich habe in meinem Arbeitszimmer eine Zeitschaltuhr, die gegen 23 Uhr das Licht ausschaltete. und morgens um 8.30 wieder an!“ oder: „Morgens um 6.30 Uhr hängt meine

Frau zwei Federbetten aus dem Fenster, die der Gemeinde signalisieren sollten – ich bin schon wieder wach.“

Ich nenne es mal *corriger la fortune*, ein listenreicher Versuch, den An- und oft eben auch Überforderungen ein Schnippchen zu schlagen.

Ich möchte nicht falsch verstanden werden: Ich kritisiere niemanden, der gern diesen hohen Anforderungen entspricht, mit Unterstützung seiner Familie, die dazu allerdings zwingend nötig ist. Aber ich befürchte, dass dieses Berufsprofil nicht nur vormals, sondern je länger je mehr Menschen und ganze Familien überfordert. Vor allem auch: junge Leute abschreckt, sich für diesen „wunderbaren“ Beruf, wie ich mit voller Überzeugung wie Pfarrer Penninger sage, zu entscheiden.

Was mir so gut gefallen hat an dieser vorwärtsgewandten Retrospektive eines Ruhestandspfarrers auf seinen Dienst, das hat der Kollege selbst in folgenden Sätzen auf den Punkt gebracht:

„Eine individualisierte Generation junger Leute rückt ins Pfarramt nach. Während wir unser Leben dem Amt angepasst haben – DANKE ! ! ! auch unseren EhepartnerInnen – höre ich von den jungen KollegInnen, dass sie

sich wünschen, das Amt in IHREN Lebensentwurf zu integrieren. In diesem Unterschied sehe ich die Herausforderung.“

Sie kennen vielleicht den Song von Bob Dylan: „The Times They Are A-Changin“. Ich hab das immer so verstanden: Nicht nur die Zeiten ändern sich, sondern sie sind ein Wechsel, ein Wandel. Ich habe oftmals den, zugegeben subjektiven Eindruck, dass manchmal Elemente des traditionellen Pfarrbilds umso unbarmherziger eingefordert werden, je weniger sie in die realen Lebensbedingungen der jetzigen Generation von Pfarrerrinnen und Pfarrern integrierbar sind.

Ich wünsche mir darum, dass die Einsichten von Pfarrer Pennig auf der sog. mittleren Ebene und auch der obersten Ebene unserer Kirchenleitung beherzigt werden. Anders gesagt: Liebe kirchenleitenden Organe, führt genau das, was ihr an progressiven Vorschlägen für die Gesellschaft insgesamt habt, auch bei uns, in der Kirche ein.

*Manuela Noack*



## Stellungnahme des Rates der Brüder und Schwestern

Die kirchenleitenden Organe haben 2014 angeregt, die Barmer Theologische Erklärung (BTE) in die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern aufzunehmen. Wir halten diesen Schritt für angebracht und geben zu bedenken, dass dies Konsequenzen für das kirchliche Leben nach sich zieht.

Die Bindung der Kirche an Jesus Christus als „das eine Wort Gottes“ (Barmen I) steht in voller Übereinstimmung mit den reformatorischen Bekenntnissen. Jede Zeit erfordert ihr aktuelles Bekenntnis zu Jesus Christus und der Heiligen Schrift. Was die BTE in ihrer Zeit formuliert hat, kann auch heute Richtschnur christlichen Bekenntnisses sein.

1. Gottes Wort befreit die Kirche vom Anpassungsdruck an fremde Logiken und Schemata. Sie muss sich nicht wirtschaftlichen Sachzwängen unterwerfen oder Leistungs- und Optimierungsmodelle in ihr Menschenbild und in ihre Strukturen übernehmen. Wir sind als Christinnen und Christen dazu aufgerufen, die Geister dieser Welt zu unterscheiden und freimütig ins Licht der biblischen Wahrheit zu stellen.

2. Gottes Wort befreit die Kirche vom Hang zu neuen Hierarchien. Dies gilt sowohl für die verschiedenen Berufsgruppen innerhalb der Kirche sowie für das Miteinander von haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden. Alle stehen in Beziehung zu dem einem Amt der Kirche. Weil die BTE die „Gemeinde von Brüdern und Schwestern“ (Barmen III) gegen die „Herrschaft der einen über die anderen“ (Barmen IV) setzt, können wir

nicht gutheißen, dass in Gesellschaft und Kirche die Schere zwischen oben und unten immer weiter auseinander geht.

3. Gottes Wort befreit die Kirche zu kritischen Äußerungen in öffentlichen Diskursen. Gegen den Hang zur Unterhaltung und medialen Selbstdarstellung fühlt sie sich dem Aufdecken von verborgenen Abhängigkeiten sowie zu guten Werken der Barmherzigkeit verpflichtet, insbesondere an Menschen, deren Würde bedroht ist. Sie hat gegen die Eigengesetzlichkeiten und Autonomiebestrebungen der Welt „die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk“ (Barmen VI).

Fürth, den 11. Januar 2015

## Bücher



Wolfgang Kraus, Martin Rösel (Hg.), *Update-Exegese 2.1. Ergebnisse gegenwärtiger Bibelwissenschaft, mit einem Geleitwort von Heinrich Bedford-Strohm*, ca. 272 Seiten, 34 €.

Für viele Pfarrerinnen und Pfarrer ist es schwierig, nach dem Studium theologisch am „Ball zu bleiben“. Viele Studierende der Theologie und Religionspädagogik können zwar Einzelwissen repetieren, doch die großen Linien zu ziehen, fällt ihnen schwer. Und viele Gemeindeglieder sind an der modernen Bibelwissenschaft interessiert, kapitulieren aber vor der Fachliteratur. Ihnen allen soll „Update“ dabei helfen, auf leicht verständliche Weise in knappen Einzelartikeln einen Zugang zur gegenwärtigen exegetischen Diskussion zu bekommen oder zu erhalten.

Das Buch sammelt Aufsätze, die unter dem gleichen Titel „Update“ seit 2012

im Korrespondenzblatt des Bayerischen Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins erschienen sind. Namhafte Vertreter ihres Faches stellen aktuelle Diskussionen oder strittige Fragestellungen vor. Dabei handelt es sich durchweg um wichtige oder gar brisante Themen der gegenwärtigen theologischen Debatte, etwa das Gottesbild des Alten Testaments oder das Problem des Antijudaismus im Neuen Testament.

Wegen der positiven Resonanz werden nun die exegetischen Beiträge gesammelt vorgelegt, ergänzt um einige bisher unveröffentlichte Artikel.

Das Buch ist voraussichtlich ab August 2015 verfügbar.

*Gerhard Müller: Einsichten Martin Luthers – damals und jetzt. Analyse und Kritik, 304 Seiten, kartoniert, 19 €.*

Martin Luther war der erste Bestsellerautor in deutscher Sprache. Zu Fragen des Lebens und des Sterbens nahm er Stellung. Er schaute den Leuten „aufs Maul“, damit sie ihn verstehen und es sich zu Herzen nehmen konnten. Er war Theologe. Wie hat er gearbeitet? Wo hat er Akzente gesetzt? Wo zog er Grenzen? Sein Werk ist breit: Predigten, gelehrte Schriften und Vorlesungen sind überliefert. Seine Reden bei Tisch wurden mitgeschrieben. Zahlreiche Briefe wurden aufbewahrt. Als Pädagoge arbeitete er mit Klarheit, mit Kürze, mit Wiederholungen. Als Seelsorger ging er liebevoll auf Kranke und Sorgenvolle ein. Die Übertragung der Gottesdienstformulare vom Lateinischen ins Deutsche nahm er im Hinblick auf Melodie und Sprache so ernst, dass er sich damit sehr lange befassen musste.

In vielem ist Luther uns fremd. In anderem fühlen wir fast unser eigenes Herz schlagen. Was ist von seinen Anliegen wichtig? Wie können sie von uns besser beachtet werden? Was bedeutet für uns seine Betonung der Bibel? Wie würde er unsere Verkündigung und unser Leben beurteilen? Was fände er gut? Was dem Wort Gottes angemessen? Wie kann unsere Luther-Dekade sinnvoll begangen werden? Werden wir manipuliert von denen, die das Sagen haben? Spannende Fragen! Antworten bei Luther?

Frank Thiel

## EBZ

### Bad Alexandersbad

■ Auf den Spuren der Romantiker unterwegs im Fichtelgebirge  
11. bis 13. September 2015

Ort: Bad Alexandersbad

Leitung: Pfarrer Dr. Friedrich Schorlemmer, Dr. Joachim Twisselmann

Inhalt: Wir laden dazu ein, die Schönheit und Ruhe dieser Landschaft auf den Spuren der deutschen Romantiker zu entdecken. Auch der Wunsiedler Dichter Jean Paul und der geistesverwandte Hölderlin werden zu Gast sein.

Kosten: 139 € im EZ/Du/WC; 122 € im DZ/Du/WC

Anmeldung: EBZ Bad Alexandersbad, Tel. 09232/99390 oder unter: info@ebz-alexandersbad.de.

### Geistliches Zentrum Schwanberg

■ Erste Schritte in die Stille – Einkehrtage

24. bis 28. August 2015

Ort: Haus Michael

Leitung: Regina Ellmer

Inhalt: Dieser Kurs möchte Mut machen, es mit der Meditation zu versuchen oder Gelerntes aufzufrischen. Mit Leibarbeit, Bewegung, einführenden und vertiefenden Übungen zum Sitzen in der Stille und leichten Achtsamkeitsübungen, die in den Alltag integriert werden können, kommen wir unserem inneren Weg vorsichtig auf die Spur.

Kosten: Kursgebühr 160 €; Unterkunft/Verpflegung 267 €;

Anmeldung: Geistliches Zentrum Schwanberg, Tel. 09323/32128 oder unter: rezeption@schwanberg.de.

## Diakonie.Kolleg

■ Aktivieren mit Sprichwörtern, Liedern und Musik – Angebot für die Arbeit mit Seniorinnen und Senioren  
22. Oktober 2015

Ort: Augsburg

Leitung: Ulrike Eiring

Inhalt: Wer mit hochbetagten und demenzkranken Menschen arbeitet, findet in Musik und Sprichwörtern günstige „Türöffner“.

Kosten: 80 €, inkl. Verpflegung, Buch, CD

Anmeldung: Diakonie.Kolleg, Tel. 0911/9354-412 oder unter: info@diakoniekolleg.de.

■ „Und was führt mich?“ –

Leitsterne für den Führungsalltag  
9. bis 10. Dezember 2015

Ort: Augsburg

Leitung: Wolfram Jokisch

Inhalt: Entdecken Sie Ihre Leitsterne, die Ihnen Ihre Aufgabe als Führungskraft erleichtern, und lassen Sie sich anregen, diesen im Alltag zu folgen.

Kosten: 155 € Seminargebühr, zzgl. Unterkunft/Verpflegung

Anmeldung: Diakonie.Kolleg, Tel. 0911/9354-412 oder unter: info@diakoniekolleg.de.

## Studienzentrum Josefstal

■ Seelsorge in der Jugendarbeit – Zwischen Tür und Angel

28. September bis 1. Oktober 2015

Ort: Josefstal

Leitung: Rainer Brandt

Inhalt: Formen der Jugendseelsorge in Jugendarbeit und Schule kennen lernen, die eigene Rolle als Seelsorger/in / Berater/in reflektieren und darin Unterstützung erfahren.

Kosten: 230 €

■ Philosophieren & Theologisieren mit Kindern und Jugendlichen

Module: 30.9.-2.10.; 9.12.-11.12.; 14.3.-16.3.; 20.6.-22.6.;

Ort: Josefstal

Leitung: Rainer Brandt, Gerlinde Krehn

Inhalt: Kinder und Jugendliche entwickeln in philosophischen und theologischen Gesprächen ihre eigenen Gedanken zu existenziellen Fragen des Lebens. Jede und jeder kann sich in einem geschützten Rahmen anderen mitteilen oder zuhören und eigene Antworten finden zu den großen Fragen des Lebens.

Anmeldung für beide Kurse: Studienzentrum Josefstal, Tel. 08026/9756-24 oder unter: studienzentrum@josefstal.de.

## Mission EineWelt

■ Fest der weltweiten Kirche mit Einführung der neuen Direktorin/ des neuen Direktors von Mission EineWelt

18. bis 19. Juli 2015

Ort: Neuendettelsau

Inhalt: Beginn, Samstag, 18. Juli mit einem Open-Air-Konzert im Innenhof. Am Sonntag, den 19. Juli, feiern wir um 9.30 Uhr Gottesdienst mit internationalen Gästen in der St. Nikolaikirche. Um 11 Uhr beginnt ein Festprogramm mit vielfältigen Angeboten: Musik, Information, Themenblöcke und Aktivprogramme für Erwachsene und Kinder.

Im Rahmen des Festes der weltweiten Kirche werden am Samstag, 18. Juli 2015 um 15.00 Uhr Direktorin Dr. Gabriele Hoerschelmann und Direktor Hanns Hoerschelmann in ihr Amt als neue Direktorin/Direktor von Mission EineWelt eingeführt.

Weitere Informationen und Anmeldung: Mission EineWelt, Tel. 09874/91001 oder unter: leitung@mission-einewelt.de;

■ Hiroshima-Tag

6. August 2015

Ort: Lorenzkirche, Nürnberg

Verantwortlich: Julia Ratzmann, Pfarrerin Gisela Voltz

Inhalt: Am 6. August 1945 warf ein amerikanisches Bomberflugzeug aus 9450 Metern Höhe die US-amerikanische Atombombe ab. Wir gedenken der Opfer.

## EBZ Hesselberg

■ Spätsommer am Hesselberg: Walking/Nordic Walking und mehr

4. bis 8. September 2015

Ort: Hesselberg

Leitung: Werner Hajek

■ Infoabend „Homöopathie bei Depressionen?“

21. September 2015, 19.30 bis 21.30 Uhr

Ort: Hesselberg

Leitung: Ursula Donauer

■ Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg: Vertiefung

24. bis 27. September

Ort: Hesselberg

Leitung: Stephan Seibert

Infos und alle Anmeldung: unter EBZ Hesselberg, Tel. 09854/10-0 oder unter: info@ebz-hesselberg.de; Homepage: www.ebz-hesselberg.de.

Postvertriebsstück  
Dt. Post AG  
Entgelt bezahlt

### Anzeige

Ab 1. September 2015 ist eine 5-Zimmer-Wohnung, 1. Stock, ca. 130 m<sup>2</sup>, Badewanne, WC, Balkon, Zentralheizung, Hausverwaltung, zu vermieten.  
Miete: 785 €; Nebenkosten 250 €;

Das **KORRESPONDENZBLATT** ist das Blatt seiner Autorinnen und Autoren. Die Beiträge und Artikel spiegeln die persönliche Meinung der jeweiligen Verfasser wieder. Insbesondere sind die Artikel nicht Meinung des Pfarrerrinnen- und Pfarrerrereins oder der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen und die Veröffentlichung von Leserbriefen vor.

### Nachruf

Am 11.5. verstarb Dekan i.R. Herrmann Wunderer.  
Unser Verein hat ihm viel zu verdanken.

Er war von 1968 bis 1985 Mitglied des Hauptvorstandes, von 1994 bis 2003 Vertreter der Pfarrer und Pfarrerrinnen im Ruhestand und hat so über lange Jahre die Arbeit des Vereins mitgetragen und geprägt. Darüber hinaus hat er sich im bundesweiten Verband der Vereine eingebracht. Für sein besonderes Engagement wurde ihm die Ehrenmedaille des Verbandes verliehen. Auch nach seiner aktiven Zeit blieb er dem Verein und der Verbandsarbeit auf EKD-Ebene stets verbunden. Ich werde seine Freundlichkeit und sein Wissen vermissen.

„In der Gewissheit einer fröhlich Auferstehung“, so steht es über der Todesanzeige, so ist er gestorben – und so werde ich ihn in Erinnerung behalten.

*Corinna Hektor  
1. Vorsitzende*

## Letzte Meldung

Jugendliche zu Mama:

„Mama, wenn ich je eine Maschine brauche, die mich am Leben hält, schalte sie ab!“

Mama: „Wie du meinst!“

Jugendliche: „Ey, was machst du da? NICHT DEN ROUTER!“

## Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen Ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an:  
Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein  
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern  
Friedrich-List-Str. 5  
86153 Augsburg  
Telefon: 0821/569748 -10,  
Fax: 0821/569748 - 11,  
Mail: [info@pfarrerverein.de](mailto:info@pfarrerverein.de)

### Barett zu verschenken

Kopfweite 59, nie getragen  
Info: 0171/9035050

## Impressum

Schriftleitung: Manuela Noack, Kreuzlach 11b, 91564 Neuendettelsau, Tel. 09874/5037155, Mail: [noack.manuela@t-online.de](mailto:noack.manuela@t-online.de)  
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Prof. Dr. Wolfgang Stegemann (Neuendettelsau).  
Erscheint 11 Mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.  
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite [www.pfarrverein-bayern.de](http://www.pfarrverein-bayern.de)  
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

**Redaktion:** Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen bei Artikeln und Beiträgen und auch die Veröffentlichung von Leserbriefen vor.

**Anzeigen und Druck:** Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o.d.T., Tel.: 09861/400 -135, Fax.: 09861/400 -154.

**Bezug:** Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerrinnenvereins – sind zu richten an den Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Corinna Hektor, Geschäftsstelle: Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg, Tel: 0821/569748 -10, Fax: 0821/569748 -11, Mail: [info@pfarrerverein.de](mailto:info@pfarrerverein.de)